Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 3 (1862-1863)

Artikel: Der Steincultus in der Schweiz : sprachlich, mythologisch und historisch

Autor: Rochholz, E.L.

Kapitel: Erster Abschnitt: Sprachliche Überreste aus der Steinzeit

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-2514

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gegenwart herein ausgedauert haben; diese werden zugleich unserm Leser als bequeme Hilfsmittel dienen, den nachfolgenden Mittheilungen mit eigener persönlicher Ueberzeugtheit folgen zu können.

Erster Abschnitt.

I. Die Steinzeit in deutschen Appellativen redend.

Das Wort **Stein** ist ein Sprachpetrefakt. Es findet sich in allen jenen Sprachen wieder, deren Ursprung man nach Indien zurückverlegt, und die gleichzeitig mit der deutschen in Europa eingewandert sind. Wir nennen den harten Obstkern Stein, der Grieche ebenso *'οστέον*, der Slave gleichfalls mit derselben Wortwurzel *kost'*. Grimm, Wörtb. 1381. Sind dem Menschen dieser Sprachperiode die allwaltenden Götter die in den Himmel ragenden, ewig unveränderlichen Gebirge, so bemisst er Empfindung, Aeusseres und Inneres, Lebensalter und Besitz nach dem Material des Gesteins, denn der Begriff der Dauer und des Ewigwährenden lag ihm in der Stetigkeit und Härte des Steins. Sinnverwandt mit Stein ist aus gleichem Grunde Bein. Vier verschiedene Sprachdenkmale hat Grimm, Myth. 531, angeführt über den Hergang bei Erschaffung des Menschen. Dieselben reichen vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, gehören einer englisch-kirchlichen Quelle an, einer friesischen Rechtssatzung, steierischen Mönchsgedichten und italischen Lateinscribenten, liegen also der Zeit und dem Orte nach einander fern genug. Während sie die einzelnen Organe und Theile des Menschenleibes übereinstimmend aus achterlei Materialien der vorhandenen Welt hervorgehen lassen, verbleibt die friesisch-steierische Kosmogonie bei ihrer Behauptung, Gott habe Bein aus Stein geschaffen: *von dem steine gab er ime daz pein.* Nach der eddischen Kosmogonie wird der erste Mensch Bure aus Salzsteinen herausgeleckt und der voraus gewesene Urriese wieder in Stein verwandelt; in diesem Falle wird also Stein auch aus Bein. „Beinhart ist auch steinhart. Man sagt, Stein und Bein frieren, Stein und Bein schwören, d. h. hart frieren, mit festen, höchsten Eiden schwören.“ Grimm, Wörtb. So klingt das Steinzeitalter sogar noch in der Bildungssprache des neunzehnten Jahrhunderts nach, zum Beweise, dass die ältesten Vorstellungen in ihrer Naturgemässheit durch eine spätere, verbesserte Einsicht nicht eigentlich überholt, sondern nur bestätigt und wissenschaftlich sichergestellt werden können. Der bekannte

griechische Mythus von dem aus Steinen entstandenen deukalionischen Menschengeschlecht ist hervorgerufen durch die Thatsache, dass die Knochensubstanz (phosphorsaurer Kalk) und die Natur des Gesteins physiologisch homogen sind. Das Gestein der Mutter Erde wird das Knochengerüste des Menschen, die Menschen sind ein erdgeborenes Geschlecht, überall ist die Mythe geschäftig, diesen einen Satz zu variiren. Gleichwie der die Medusa erblickende Atlas zum Berge erstarrt, seine Knochen zu Fels, sein Haupt zum wolkentragenden Gipfel, so wird auch der eddische Sturmriese Ymir, nachdem er, Bein mit Bein, einen Sohn gezeugt hat, auf der Götter Geheiss zum Erdleibe. Stein und Bein ist der Schöpfungsmythe unentbehrlich. Dem Pygmalion entsteht ein Weib aus dem Steine; Adams Leib ist aus der rothen Erde des Damascener Ackers gebildet; aber schon Adams Rippe wieder ist zeugungsfähig, aus ihr wird die Eva gebildet. An den Stein und an den Knochen knüpft sich daher bald das Heil eines Landes, bald der Bestand einer Hauptstadt an, denn aus diesem örtlichen Steinfelsen hier ist einst die Schutzgöttin des Ortes, aus dieser Scholle ist der Heros der Landschaft hervorgegangen, sterbend haben beide wieder ihre Gebeine, oder statt dieser einen heiligen Stein dem Orte zurückgelassen. Als Alkmene, die Geliebte des Zeus, zu Megara gestorben war, sandte Zeus den Hermes ab, um ihren Leichnam nach der Insel der Seligen abzuholen. Dieser that's und legte an der Leiche Statt einen Stein in den Sarg. Da nun die Träger diesen nicht fortbringen konnten, öffneten sie den Sarg und fanden die Verwandlung. Hinter der Mythe von der Geliebten Unsterblichkeit tritt hier der noch ältere Glaubenssatz hervor, dass die megarensische Göttin in Form eines Steines verehrt gewesen, dass dieser dorten für ihren leiblichen Ueberrest gehalten worden ist. Des Orestes in Tegea begrabene Knochen wurden ausgegraben und nach Sparta gebracht, damit man im Kriege gegen Tegea siegreich sei (Herodot 1, 68). Theseus Gebeine wurden aus Skyros nach Attika gebracht (Plutarch, Thes. cap. 36). Sie sollten das Land schützen, ihre Unverweslichkeit verbürgte den Einwohnern die Hoffnung auf den ungestörten Fortbestand alles Wünschbaren. Des Pelops angebliche Schulter wurde an mehrern Orten verehrt, auch in Delphi rühmte man sich ihres Besitzes, ohne sie konnte Troja nicht erobert werden. Aus ihr sollte andern Sagen zu Folge das Palladium gefertigt sein; dieses wurde später zu Rom im Vestatempel, die Schulter selbst zu Pisa in einer ehernen Lade bewahrt. Preller, Griech. Myth. II, 270

und Mannhardt, Myth. 73. Die versteinerten Ueberreste urzeitlicher Riesenthiere dienten dem ganzen Mittelalter nicht bloss zum Gegenstande des Erstaunens, sondern ebenso zu Trägern gleicher Traditionen. Sie hiengen als angebliche Rippen von Riesen und Drachen an Ketten unter der Einfahrt unserer Thore und Rathhäuser, sie waren feierlich aufbewahrt in Kirchen, Kapellen und Sakristeien; Nachweise hierüber: Myth. 497. 511. 522. Noch soll die Rippe der Heidenjungfrau in steierisch Oberburg hängen; sie lässt alljährlich einen einzigen Tropfen abfallen, und wenn sie ganz vertröpfelt sein wird, so kommt der jüngste Tag. Grimm, DS. no. 140.

Später, unter dem ersten Einflusse mönchisch gelehrter Tradition, fieng man an, die bis dahin als Riesenreliquien verehrten Knochen für die Gebeine solcher Heiden auszugeben, deren Namen durch ihr Vermögen an Weisheit, Kunst oder Zauberkraft wenigstens in der Mythe noch nicht verschollen war. War damals Virgilius als Dichter auch gänzlich ungelesen, so war er nun um so berühmter durch die magische Kraft seines begeisternden Wortes, er galt daher in der Mönchswelt als grösster Zauberer des Alterthums. Seine Gebeine wurden zu Neapel aufbewahrt, und man glaubte, das Glück der Stadt beruhe auf dem Besitze dieser Knochen. Im dortigen Castel d'uovo hiengen sie, in einem Sack gesammelt, hinter einem Eisengitter; noch der deutsche Reichskanzler Konrad hat sie dorten gesehen und die Ortssage beigefügt, dass dieselben, von hier entfernt, das Meer aufrühren und den Himmel verfinstern würden. Massmann, Kaiserchron. 3, 442. Stein und Bein sind also Gattungsbegriffe und Gattungsnamen gewesen, der Steincultus hat auf den Knochencultus geführt, das steinentsprungene Geschlecht denkt sich folgerecht sein Schicksal dahin aus, ein steinverschlungenes werden zu müssen. Dies wird hier aus einander gesetzt und zugleich die Reihe jener örtlichen Klüfte und Felsen unserer eigenen Landschaft mit herbeigezogen, in denen der Volksglaube die noch ungeborenen und die wieder verstorbenen Säuglinge behütet und aufbewahrt sein lässt.

Zwei hochragende Felsblöcke, einer dicht über den andern gelehnt, geben der Burg Lichtenstein ihren Namen und dem gleichnamigen Freiherrengeschlechte sein Wappen. An den Bestand dieser Steine ist auch der dieses Adelsgeschlechtes geknüpft. Schöppner, Baier. Sagb. 1, no. 194. Das höchste Lebensalter heisst steinalt, der höchste Besitz steinreich. Der Sterbende, der sich zu seinen Ahnen und Göttern versammelt wünscht, fährt in die

Felsen zurück; Karl in den Kyffhäuser, die drei Tellen in den Axenberg, König Etzel „in die Löcher der Steinwände". Die Klage, Vers 2168. Ob dem Tode ihrer zwölf Kinder versteinert Niobe im Mutterschmerz; die böse Stiefmutter des Kindermärchens springt vor Zorn in einen Kieselstein. Myth. 1, 321. Lässt Homer einen Helden seiner namhaften Abkunft sich berühmen, so legt er ihm die Redensart in den Mund: ich bin nicht aus dem Stein entsprungen. Noch der heutige Wälderbauer, dem alle die Seinigen vorgestorben sind, pflegt seine gemüthliche Vereinsamung mit der Phrase auszudrücken: Ich bin wie aus dem Stein gesprungen. Auerbach, Dorfgesch. Bd. 6. Durch so ungeheure Zeiträume hindurch und in so verschiedenen Sprachen hat das Ursprüngliche menschlicher Empfindung ausgedauert und sich in dem gleichen Ausdrucke verewigt. Aus dem Urgestein, dessen Verwitterung einen der Vegetation günstigen Boden liefert, erbaut sich das animalische Knochengerüste und ist, diesem Ursprunge zu Folge, gleichfalls fähig, die fernern Generationen fortzuzeugen. Aus dem Harzfelsen ist der sächsische Askanes gewachsen (Rollenhagen, im Ged. Froschmäusler), aus den Salzsteinen ist das nordische Volk hervorgeleckt worden durch die eddische Riesenkuh Audhumbla. Eine hessische Gräfin gebiert sogar einen grauen Wakenstein. Dieser wird in den Keller getragen und mit einem Schwert zerhauen, worauf das helle rothe Blut fliesst. Als man sieben Tage später wieder nach dem Steine sieht, liegt an seiner Stelle ein schönes Mägdlein mit lachendem Munde. Wolf, Hausm. pg. 96. Das Schwert als Feuerstahl haut den im Kiesel (Wakenstein) schlummernden Funken heraus, das im Liebesfeuer gezeugte und empfangene Kind. Die Schöpfung des Dritten dachte sich die Vorzeit veranlasst theils durch einen Meteorsteinregen, theils durch den mit dem Hammer angeschlagenen Feuerstein. Im ndd. Kinderspiel von der goldenen und faulen Brücke (des Regenbogens) folgt auf die Frage, womit diese gebrochene gläserne Brücke nach Holland, Brabant oder Engelland wieder gemacht werden könne, die Antwort: *Fan stênen, fan bênen!* Auch das Phänomen des Regenbogens und aller übrige Gewitterapparat bestand dem Deutschen aus schöpferischem Stein und Bein. Jene auf die Prometheusmythe bezügliche Stelle bei Pausanias X, 4. 4 zeigt, dass die rothe Erde, die bei Panopeus in Phokis als diejenige hergezeigt wurde, aus welcher Prometheus den ersten Menschen gebildet, nicht sowohl aus Erde bestand als vielmehr aus versteinerten Thonklümpchen. Das prometheische Menschengeschlecht entstand also aus

einem mit dem Gewitter niedergegangenen Steinregen, und der Vers eines äschyleischen Fragmentes schildert diesen Naturvorgang: „Zeus lässt mit runder Steine Regenguss das Land umher aus gesammeltem Gewölke bedecken.“ Sind hierauf der von Prometheus und Pandora erzeugte Sohn Deukalion und sein Weib Pyrrha die einzigen, die sich aus der Weltfluth gerettet haben, so verknüpft sich bei ihnen die Sage vom Steinregen abermals mit der von der Menschenschöpfung, indem aus den Steinen, welche beide Gatten hinter sich schleudern, je Knaben und Mädchen entstehen, von denen die hellenischen Geschlechter ihren Ursprung ableiteten. Die gleiche Sinnbildlichkeit wird wohl auch der Sage zu Grunde gelegen haben vom rothen Acker zu Damaskus, aus welchem Adam erschaffen worden; dies scheint sogar eine nordamerikanische Mythe zu bekräftigen. Es kennen und verehren die Sioux-Indianer einen Berg, aus dessen rothem Thon sie sich ihre als Friedenssymbol geltenden Tabakspfeifen schneiden. Als der Naturforscher Catlin, dessen Reisebeschreibung uns dies meldet, diesen heiligen Berg unbefugt bestieg und darüber von den Eingeborenen gefangen wurde, drohten sie, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Die Tamanaquen am Orinoko glauben, nach Humboldt, ein Mann und ein Weib habe zur Zeit der grossen Fluth sich auf den Gipfel des Berges Tamanacu geflüchtet und als sie hier die Früchte der Mauritiuspalme hinter sich geworfen, seien aus deren Kernen Männer und Weiber zur Wiederbevölkerung der Erde entsprungen. Nach Schomburgk behaupten die Macusi-Indianer am obern Mahu in Guiana, der einzige Mensch, der die grosse Fluth überlebte, habe Steine hinter sich geworfen und so die Erde auf's Neue bevölkert. Der Mensch fühlt sich überall gezwungen, die Materie als das Ursprüngliche und Ewige anzuerkennen, darum leitet er seine eigene Entstehung bald aus dem unorganischen Reiche ab, bald indirect von der vermittelnden Pflanzenwelt her. Die Sage von dem aus Baum und Pflanze erschaffenen Menschengeschlechte ist eine spätere; erst das dritte Menschengeschlecht lässt Hesiod aus den Eschenbäumen entstehen. Der steinentsprungenen Sachsen erster König ist Askanes, aber schon in seinem Namen ist er ein Eschenmann, und noch im spätern Handwerksgrusse wachsen die schönen Mädchen in Sachsen auf den Bäumen. Ueber das menschenerzeugende Steineschleudern findet sich folgende asiatische Sage bei Masson, Reisen in Afghanistan (Weltpanorama, Frankh 1843, Thl. 4—6, pg. 79): Das Ziarat auf der Spitze des Tschehel Tan geniesst unter den Brahui-Stämmen grosse Verehrung, die sich

auf Nachstehendes gründet: „Ein einfaches, schlichtes Ehepaar, das schon viele Jahre lang durch die Ehe verbunden gewesen, hatte zu beklagen, dass ihre Verbindung mit keinem Sprössling gesegnet war. Die bekümmerte Frau begab sich zu einem heiligen Manne in der Nachbarschaft und bat ihn, ihr seinen Segen zu geben, damit sie fruchtbar würde. Der Weise tadelte sie, indem er erklärte: er habe nicht die Macht, das zu gewähren, was der Himmel verweigert habe. Sein Sohn, der nachher so berühmte „Hazrat Ghous", rief aus, er sei überzeugt, den Wunsch der Gattin erfüllen zu können; sofort warf er 40 Kieselsteine in ihren Schoss, murmelte ein Gebet über sie und entliess sie. Im Laufe der Zeit wurde sie von 40 Kindern entbunden. In der Verzweiflung über die überströmende Güte der höchsten Mächte setzte ihr Gatte alle Kinder, mit Ausnahme eines einzigen, auf den Höhen des „Tschehel Tan" aus. Später wurde er von Gewissensbissen gequält und eilte auf den Berg zurück, in der Absicht, ihre Gebeine zu sammeln und sie zu begraben. Zu seiner Verwunderung sah er sie alle lebendig und zwischen den Bäumen und Felsen herumhüpfen. Er kehrte zurück und erzählte seiner Frau die wundervolle Geschichte, und diese, die sich sehr sehnte, dieselben wieder zurückzuerhalten, machte den Vorschlag, er solle am folgenden Morgen das Kind, welches sie zurückbehalten hatten, mit sich nehmen und dadurch, dass er es ihnen zeige, die Brüder zur Rückkehr bewegen. Er that es und setzte das Kind auf den Boden, um sie anzulocken. Sie kamen, aber sie nahmen es mit sich hinauf in die unzugänglichen Höhen des Berges. Die Brahuis glauben, dass die 40 Kinder noch jetzt in ihrem Kindheitszustand um den geheimnissvollen Berg schweifen. Hazrat Ghous hat einen grossen Ruhm hinterlassen und wird hauptsächlich als der Schutzheilige der Kinder verehrt. Viele Feiertage werden ihm zu Ehren gefeiert, sowohl in Beludschistan als in Sind. Im letztern Lande wird der eilfte Tag eines jeden Monats als ein Jugendfest zum Andenken des Hazrat Ghous gefeiert. Viele Ziarats in verschiedenen Gegenden führen den Namen Tschehel Tan. Kabal hat ein solches in der Nähe von Arghandi." Unserm Landvolke gilt die Nagelfluh als eine Gebärmutter und als Eierstock der Steine (Stalder, Idiot. 2, 229), und es nennt solcherlei Deukalionsfelsen Titisteine und Kleinkindersteine. Von solchen handeln bereits die Aargauer Sagen 1, no. 77. Hier noch Nachträgliches aus dieser Gattung von Mythen.

Seitdem unsere Historische Gesellschaft die Flurnamen im Aar-

gau gemeindeweise hat aufzeichnen und einsenden lassen, ist es möglich geworden, das Verzeichniss jener Felsen noch um ein Ziemliches zu vermehren, die man örtlich als die Vorrathskammern der Menschengeburten angesehen hat.

Im Bezirk Bremgarten kennt man von solchen Kleinkindersteinen folgende: Der Kindelistei zu Jonen, grosser Felsstein am Jonenbache. Der Hühnerstein in der Gemeinde Wohlen. Der Stein bei den drei Eichen, bei der Einsiedelei der Stadt Bremgarten gelegen. Der Chliekindelstein, ein Granitblock, der zwischen den Gemeinden Arni und Oberlunkhofen in einer Halde am Tobel des Dorfbaches liegt. Der Kindlistei zu Aristau liegt zehn Minuten vom Dorfe und nur einige Schritte vom Fusswege ab im ebnen Walde. Zugleich läuft in seiner Nähe die Grenze des Gemeindebannes von Aristau und Egg. Es ist ein Findlingsblock von Geissbergerstein, anderthalb Klafter hoch, mit scharfen Kanten und einer Reihe künstlich eingehauener Grübchen. Die Dorfkinder daselbst bekommen bis in ihr zwölftes Jahr es nicht anders zu hören, als dass man sie zusammen hier herausgenommen habe. Zunächst dem Steinblocke steht ein Helglistöckli, zu Ehren der St. Barbara errichtet, das den Sommer über stets mit grünen Tannenwedeln andächtig besteckt ist; es dient zum Schutz gegen den berüchtigten Landschaftsgeist Stiefeli, der vom Kloster Muri bis hieher seine Reitbahn hat, und zugleich gegen jene Hexe von Aristau, die hier im Heinisumpfe versenkt liegt (Aarg. Sag. no. 395). Da die Dörfer Aristau, Birri und Althäusern bisher zusammen eine Kirchhöre bildeten, jetzt aber eine neue Kirche zu bauen vorhaben, so freut man sich nun daselbst schon im Voraus, alsdann den Kindlistein sprengen und zum Neubau verwenden zu können.

Bezirk Baden. Der Kindlistein zu Rohrdorf ist südlich und thalwärts vom Dorfe gelegen. Der Kleinkinderstein der Stadt Mellingen liegt im Grummet. Der Kindliacker, ein Weinberg im Gelände des Dorfes Wettingen, weist mit seinem Namen auf den daselbst am Bussberg liegenden Kleinkinderstein. Aus dem Lehm eines Hügels des Dorfes Büblikon hat Gott der Herr Schnellkügelchen gedreht und die Buben von Büblikon draus gemacht. Die Erzählung hievon steht in der Illustr. Schweiz, Jahrg. 1863. Dorten im Schwarzgraben von Büblikon zeigte man zugleich einen Stein, weit im Ackerfelde drinnen liegend, bis zu welchem einst das Marktschiff, das sonst auf der Reuss von Luzern nach Mellingen zu fahren pflegte, bei einem Hochwasser hingetrieben worden und gescheitert sein soll. Die ganze Mannschaft sammt einer geladenen

neuen Kirchenglocke ging dorten im ebenen Felde unter. Der Glocke hat man noch lange nachgegraben, und für die Ertrunkenen soll zu Luzern eine kirchliche Jahrzeit gestiftet worden sein.

Bezirk Brugg. Die kleinen Kinder der Stadt Brugg holt man aus einer Sandsteinhöhle im Brugger Berge, die das Bruderhaus heisst. Die Gemeinde Remigen holt die ihrigen vom Dittelnstein, der auf dem Waldberge Lochgraben liegt. Dorf Villigen hat gleichfalls einen Düttelistein. In Villnachern schickt man die Hebamme zu einer Kluft des Berges Kalofen; in dieser finden sich zugleich grosse Trümmer gehauener Mühlsteine vor, die man den Römern zuschreibt.

Bezirk Lenzburg. Das Dorf Seengen am Hallwyler See hat seinen Kleinkinderstein in einer Egerten, welche die Erdbrust heisst. Die Riese, welche am westlichen Seeufer niedergeht und in den Gemeindebezirk von Lütwyl gehört, heisst Häfni; in ihr liegt der für die Dörfer Alliswyl und Lütwyl als Kleinkinderstein geltende Findlingsblock. Im Dorfe Ammerswyl findet man die kleinen Mädchen unter dem Felsblocke, der, unter seines Gleichen der Grösste im Bann, gelegen ist in des Obristen Holz, einem Walde, der auch die Fohren heisst. Die kleinen Buben muss man dagegen viel mühsamer aus mehreren Brunnenstuben der Gegend zusammenholen. In Othmarsingen holt man sie aus dem Grossstein, einem Granitblocke in der westlichen Zelge des Dorfes gelegen.

Bezirk Rheinfelden. In einer Felsenschlucht der Waldung Ploweiel, die zum Dorfe Zuzgen gehört, soll der Chindligraben sein; hier ist angeblich eine mit einem Decksteine verschlossene Höhle, aus der man die neuen Erdenbürger herausnimmt.

Bezirk Kulm. Die Gemeinde Birrwyl hat einen Teti- oder Breitenstein; man meldet uns von dorther nichts anderes, als dass Teti ein kleines Kind genannt werde.

Bezirk Zurzach. In einer der drei Zelgen von Rümikon heisst eine Ackerbreite die Kindbetteräcker; hier soll eine arbeitende Frau im Felde von ihrer Niederkunft überrascht worden sein. Daselbst sind aber noch ausserdem örtliche Maitliwiesen und Bubenwiesen; jene moosig, diese trocken.

Auf dem Titer heisst die letzte Anhöhe, welche von Viesch im Wallis auf den Vieschergletscher führt (Escher, Die Schweiz 1851, 424). Aus dem Titisee im bad. Schwarzwald fischt die Ammenfrau die Neugeborenen heraus. Aus der Höhle des Rosensteins holt zu Heubach die Amme die kleinen Kinder; dort ist die

Weisse Frau, die sie der Hebamme hinreicht. Meier, Schwäb. Sag. pg. 263. Bei der Rosstrappe im Harz befindet sich unter der Teufelsbrücke eine warme Stube, worin die Kinder vor der Geburt von der Kindermutter beaufsichtigt werden. Pröhle, Unterharz. Sag. pg. 4. Im Mühlgraben liegt jener grosse Stein, hinter dem nach Kärntner Volksglauben die Hebamme die Kinder herausholt. Wolf, Ztschr. f. Myth. 3, 31. Eine Felsenhöhle beim Bergschlosse Teck auf der württemberg. Alb heisst Frena-Bubelinsloch, und eine nächstgelegene Höhle mit reichen Brunnadern das Frau-Sibyllenloch. Daran knüpft sich die Sage von einem auf Schatztruhen liegenden Geisterhunde und zugleich von einem baierischen Ehepaar, das in dieser Höhle heimlich zusammen lebte, zwei Knaben zeugte und endlich durch diese umherlaufenden Kinder verrathen wurde. Antiquarius des Neckarstroms 1740, 46. Mit dem ersten Namen dieser Höhle ist die kinderbringende hl. Verena bezeichnet, deren Cultus in der Schweiz mit zum ältesten gehört. Ein Loch in einem Felsen neben der Kapelle in der Verenen-Einsiedelei zu Solothurn ist gross genug, um eine Hand hineinzustecken. Es ist der Griff der Heiligen, die sich am Fels theils gegen die Wogen der Sündfluth festhielt, theils gegen den sie verfolgenden Satan. Deshalb heisst es auch, der Satan habe diesen Felsblock gegen die Heilige vergeblich geschleudert, nichts als die Spuren seiner Krallen vermochte er hineinzudrücken. Noch immer pflegt man erkrankte Glieder zur Heilung an dieses Loch zu halten, und zugleich erkennt man darinn die von der Hacke der Ammenfrau gehauene Oeffnung, die allen Bedarf der Stadt Solothurn an kleinen Kindern aus diesem erratischen Block herausholt. Wolf, Ztschr. f. Myth. 4, 1. Er heisst deshalb Kindlistein. Wie nun die „Frau Vreneli“ es bewerkstelligt, dass ihr Kleinkindertrog im Steine nie leer wird, dies steht in den Aarg. Sag. 1, pg. 228. Ein isolirter Felsblock auf der Burgfluh zu Wölfliswyl im Frickthal heisst der Ankenkübel; in ihm steht gleichfalls ein Kleinkindertrog. Donnert es im Berge, so sagt man solchen Leuten zu Troste, die eben ein Kind durch den Tod verloren haben: Es ist wieder ein Stein von der grossen Fluh heruntergepoltert, nun kann die Hebamme wieder ein anderes herausnehmen. Und wie zu Brugg, wird die dorten nächstgelegene Felskluft Waldbruderhöhle genannt. Mancherlei örtliche Marienlegenden und Wallfahrtsmirakel knüpfen sich an derlei Höhlen und Grotten, deutlich auf jenen Kindersegen zurückweisend, den man ihnen ursprünglich beimass. Die drei Fräulein von Landskron flohen vor Räubern bis auf eine Felsenkante

hinaus und sprangen von ihr auf den Fels hinab. Dorten verschwanden sie, denn der Fels hatte sich geöffnet und eine Grotte gebildet, die sich hinter ihnen schloss. Jetzt steht eine Wallfahrtskapelle droben mit einer natürlichen Felsengrotte, die gegen Kinderkrankheiten stark besucht ist. Kinkel, Die Ahr. Bonn 1846, 210. Die Wallfahrtskirche Maria-Stein, in einem Felsenthale des Solothurner Jura, ist eine natürliche und dann künstlich weiter ausgehöhlte unterirdische Gebirgsgrotte. Dem wunderthätigen Bild der Gnadenmutter Maria daselbst werden mehrere Legenden schwankend nacherzählt. Bald ist es das Knäblein gewesen, das dem Ritter von Rothberg nach langer kinderloser Ehe geboren worden war; bald war's ein blosses Hirtenbüblein, das hier einmal, neben seiner Mutter spielend, über die Fluh in den Felsenschlund hinunterstürzte. Als man den pfadlosen Abgrund erreicht hatte, kam das Kind unverletzt den Suchenden entgegen, ein Körbchen frischgelesener Erdbeeren in der Hand, und erzählte, eine schöne Frau habe es aufgefangen und ihm gerade da, wo nun im Felsen die Kapellengrotte ist, das Körbchen voll Beeren geschenkt. Maria mit den Rothbeeren ist in der Legende dieselbe Ammenfrau, wie in der Sage die kinderhütende Verena. Erstere überbringt den Aeltern die Neugeborenen, oder nimmt die verstorbenen Säuglinge zu sich in's Paradies und führt sie da wieder in die Rothbeeren spazieren; so erzählt man heute noch in der Oberpfalz: Panzer, Baier. Sag. 2, 13. 379. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 203. Ein Kirchengemälde vom J. 1372, einst im Frankfurter Stadtspital und noch 1706 daselbst vorhanden gewesen, stellt die Mutter Maria dar, ein Körbchen Erdbeeren in der Hand, zu ihren Füssen das Christkind mit einem Vogel spielend. Frankf. Archiv I, Heft 3, 83. Das Kirchlein Maria im Stöckl bei Bruneck in Tyrol ist an der Stelle einer frühern Höhle erbaut, bei welcher den Vorübergehenden stets die Kinder abhanden gekommen waren. Eine Mutter, deren Kind auch verschwand, drang Nachts mit einem (geweihten) Licht in die Höhle und trat hier unter lauter kleine Kinder, in deren Mitte eine schöne, herrliche Frau sass, das Geraubte auf dem Schoss haltend. Zingerle, in der Ztschr. f. Myth. 1, 463. Die Höhle im Altkönig, worin die sieben greisen Männer um den Steintisch sitzen, schliesst sich, bevor die Mutter nebst den hier erhaltenen Kostbarkeiten auch ihr Kind mit herausgenommen hat, aber es findet sich nach sieben Jahren dorten wieder, blühend und frisch. Wolf, Hess. Sag. no. 2. Aus dem Wesen der Gottheit, die man im Innern des Berges und Felsens gegenwärtig

glaubte, dichtete man sich eine im Leib des Gebirges verschlossen liegende Kirche, eine versunkene Kapelle, angefüllt mit grossen Weihschätzen. Einmal des Jahres, an dem altheidnischen Festtage, öffnet sie sich dann für Glückskinder, so am böhmischen Rosenberg, éine Stunde entfernt von Hohen-Leipa. Ein Weib, das mit ihrem Kinde am Charfreitag ihn bestieg, fand ihn offen und trat in seine geheime Kapelle. Hier setzte sie ihr Kind nieder und sammelte daneben im Walde weiter ihr Leseholz. Als sie davon zurückkam, um das Kleine zu holen, fand sie den Berg verschlossen. Sie musste allein heimkehren und betete das ganze Jahr, Gott möge ihr Kind beschützen. Am nächstfolgenden Charfreitag gieng sie wieder zu dem Berg, da eilte ihr das Kleine aus der offenen Kapelle entgegen, fröhlich erzählend, eine schöne, freundliche Frau habe ihm jeden Tag Nahrung gebracht, die Zeit sei ihm dabei so schnell vergangen, als ob es bloss eine Woche im Berg gewesen sei. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 298. Es wird sich nachher bei der Besprechung des Namens Roggenstein erklären, dass sich diese legendarischen Züge auf die Götterfrauen Hulda, Berta, Isa und Frouwa stützen.

Der **Sachs**, ein Gottes-, Volks-, Waffen-, Orts- und Geschlechtsname. — In der althochdeutschen Sprache wird der Stein, der Mensch, sein Gott, sein Volk und seine Waffe mit einem und demselben Worte benannt: Sachs. Der Feuerstein und das in den Holzgriff gefasste Steinschwert heisst *sahs*; nicht etwa entlehnt oder abgeleitet von *saxum* und *secare*, sondern mit diesen Lateinwörtern selbst urverwandt. Das Volk, das mit solchen Kieselsteinwaffen focht, hiess das Sachsenvolk, und der ihm den Schlachtensieg verleihende Stammgott hiess altsächs. *Saxnôt*, Schwertgenosse, in den angelsächs. Stammtafeln *Saxneát* genannt, einer der Söhne Wuotans. Der Sachsen Stammgott ist also ein Steingott, seine und des Volkes Waffe ist der zur Säbelschneide zugehauene Feuerstein, und sein Name kehrt wieder in der ersten Abschwörungsformel, mit welcher der norddeutsche Heide vor dem Christenpriester den Göttern entsagte. Hier werden als die drei obersten Gottheiten genannt: *Thunaer*, der Donnergott; *Woden*, ahd. Wuotan, altnord. Odhinn, und *Saxnôt*. (Aufzeichnung im 9. Jahrh. Pertz 3, 19.) Die Erinnerung aber an die Ursprungssage des Volkes aus dem vergötterten Stein dauerte noch lange fort. Im Annoliede des 12. Jahrhunderts wird von den Steinbeilen der thüringischen Sachsen gesagt, dass letztere ihren Namen eben von diesen scharfen Messern trügen:

cin Duringin duo dir siddi was,
daz si mihhili mezzir hiezin sahs;
von den mezzerin also wahsin
wurdin si geheizzin Sahsin.

Der Pfaffe Konrad in seinem Rolandsliede 797 wiederholt diese stehend gewesene Phrase: *die steinherten Sahsen.* Die Glosse zum Sachsenspiegel beruft sich ausdrücklich auf diese Deutung des Sachsennamens: „denn wir sind gegleichet den Kieslingsteinen in unsern Streiten.“ Weitere Belege hierüber aus den Chronisten Widukind, Gotfried von Viterbo, Nennius, sowie aus den Rechtsbüchern können nachgelesen werden bei Grimm, RA. 772. 956. Gesch. der deutsch. Sprache 610. Bei Massmann, Kaiserchronik 3, 485. 1010. Der Name Sachs vererbt sich sodann in der deutschen Heldensage auf die Waffen der Heroen. Dietrichs, des Riesen- und Zwergenbesiegers, alles zerhauendes Schwert heisst Eckesax, eigentlich ein das schneidende Steinschwert bezeichnender Pleonasmus. Jarnsaxa, d. i. die eisenfeste Klippe, der scharfe Eisenstein, wird in der Edda des Donnergottes Gemahlin genannt, die zugleich eine der neun Mütter des Schwertgottes Heimdal ist. Der Name Sax für ein langes Beimesser ist bei den oldenburgischen Saterländern jetzt noch gangbar (Klopp, Gesch. Ostfrieslands 8), und der alte Rechtsbrauch der Nordsachsen, bewaffnet mit diesen hirschfängerartigen Messern beim Volksgericht zu erscheinen, ist nach Grimms Bericht (RA. 772) noch zu Anfang dieses Jahrhunderts den mit diesen Ueblichkeiten nicht vertrauten preussischen Beamten zu ihrem Schrecken sichtbar geworden. Daher durfte schon der wackere Neocorus in seiner Ditmarschenchronik (44) derjenigen deutschen Gelehrten spotten, die dieses Wort ebenso unnützer Weise aus dem Lateinischen ableiteten, wie man heute vielleicht es aus dem Keltischen abzuleiten beliebt. Von den Welschen, sagt Neocorus, haben wir unsere Volksnamen schon deshalb nicht entlehnt, weil wir von ihnen ebenso wenig wissen, als sie von uns. Sachss, fährt er fort, heisst auf altdeutsch ein Messer, *und so hett noch bi den Oberlendern Sachsz ein Mest, Scharsachsz ein Schermeszer.*

Ein gleiches Schwanken hat auch in der Behandlung jener Ortsnamen geherrscht, die zum gleichen Wortstamme gehören. Die Ortschaften Sax und Hohensax gründen sich auf ein gleichnamiges Adelsgeschlecht, das latinisirt urkundlich sich *de rupe* nannte. Gleichwohl haben beide einen Sack in's Wappen genommen, wie

das verwandte Edelgeschlecht von Mosax einen Kornsack. Ild. von Arx, Gesch. v. St. Gallen 1, 538. Schon in einer Urkunde von 940 wird das Graubündner Schams fälschlich als ein *Sexamnes* gedeutet (Zürich. Antiquar. Mittheil. Bd. 13, Heft 4, 138), obschon der Ort in rhätischer Sprache *Sessam* und in italienischer *Sassame* heisst, also beiderseits *saxum* bedeutend. Den Bündner Ort *Seissa*, oberhalb Tusis im Domleschger Thale, erklärt man gleichfalls aus dem latein. *saxum*, obschon doch die mundartliche Form des Wortes Sense (ahd. *seginsa*) selbst Seissä lautet. Kaum minder häufig als im romanischen Bünden finden sich im reindeutschen Oberwallis, ferner in Unterwalden und im Berner Oberlande die wiederkehrenden Localnamen: Saxon, Sachselen, Lützelsachsen, Sassel, Sassbach (er fällt in den obern See auf dem Grimselberge). Das oberpfälzische Städtchen Hilpoltstein heisst urkundlich 1345 *da ze dem stein.* Das Siegel seiner Burgherren zeigt einen Adler auf einem Bühel sich zum Fluge anschickend „mit ausgebreiteten Sachsen", und der Umschrift: *sigill. Hiltipoldi de Lapide.* Bavaria 2, 512. So setzt auch die Peutingerische Tafel an die Stelle der beiden vorhin genannten Bündner Ortschaften *Sessam* und *Seissa* topographisch einen Ort *Lapidaria* an, und so sprechen eine Reihe von Ortschaften schon in ihrer ältesten Namensform den Beweis aus, dass das Wort Sachs nicht ein aus dem Latein abgeleitetes, sondern der deutschen Sprache zugehörendes ist. Der Deutsche, der bereits in seiner alten Göttertrias den steingewachsenen Riesengott Sachs mit aufzählte, konnte diesen Namen unmöglich aus einer Sprache entlehnt haben, die nicht einmal ein eigenes Wort für den Begriff Bergriese besitzt, sondern das griech. Gigas, Titan, Cyclops dafür borgen muss. Findet sich aber der Wortstamm *sax* wie in der deutschen, so auch in der altitalischen Sprachenfamilie vor und ist er aus dieser übergegangen in das Dacoromanische, Rhätoromanische, Provenzalische, so ist dies ein Beweis, dass er beiderseits dem indogermanischen Sprachstamme angehört, in ihm aber eben jener vorhistorischen Periode, deren Begriffe und Anschauungen nicht durch jene Sprachen, wohl aber durch die deutsche nachweisbar sind. Allerdings erzählt Livius 1, 24, dass die dem Jupiter zu opfernden Eber zur Zeit der Könige noch mittelst eines Steinmessers: *saxo silice* geschlachtet worden seien; aber ohne diesen oder den gleichzeitig erwähnten Brauch der *herba pura* erklären zu können, übergeht er auch die dabei gesprochenen Schwurformeln, weil es vielerlei Worte seien: *quae longo effata carmine non operae est referre.*

Flinsen und **Runsen** nennt man im Gebirge einen Längenbruch der Felswände, durch welchen Erde und Gestein losgerissen zu Thal stürzen. Sie sind von Wilden Männern und Weibern bewohnt, welche nach dem abrutschenden Geschiebe und dem im Sturze Funken sprühenden Felsen vom Vorarlberger die Rutschifenggen, vom Tiroler die Runzen genannt werden. Ueber Beide sind die Sagensammlungen Vonbun's und Zingerle's am ergiebigsten. Im Pitzthale, einem Nebenthale des Inn, hält man die Runsen für Waldweiber von hoher Gestalt, grossen funkelnden Augen, struppigem Langhaar, in unzugänglichen Felsen wohnend. Pfeiffer, Germania 2, 213. Ihr Name ist ein mythischer. Das Eckenlied nennt Rutze und Rütze ein ihre zwei Söhne im Walde aufziehendes Riesenweib, im Heldenbuche wird dieselbe Runtze genannt. Der Bericht an den schweiz. Bundesrath: Ueber die Hochgebirgswaldungen 1862, 100—103 lässt erkennen, welche Anwendung diesen Benennungen heute bei den Aelplern gegeben wird; folgende Anführungen sind daraus entnommen: An Runsen, Flinsen und Bächen darf nur mit Bewilligung der Tagwenräthe Holz gehauen werden. Glarner Forstordnung von 1806. Bei Flinsen, Runsen und Lauizügen soll der Boden mit Weidenstöcken besetzt werden (vom J. 1820). Flinsen, Runsen und Wildbäche sollen verbaut werden (vom J. 1851). Der Flinsstein ist der Feuerkiesel, die Monseer Glossen übersetzen *flinssteina, petra focaria, silex.* Die keilförmigen Steine, die der Donnergott vom Himmel wirft, sind Flinse: *ein vlins von donrestrâlen.* Wolfram v. Eschenb. 9, 32 in Grimms Myth. 163. Vom geheiligten Flinssteine hat das oberbaier. Dorf Flinsbach Namen und Wallfahrt bekommen. Petrus (der an die Stelle des deutschen Donnergottes tretende Apostel) hat daselbst auf dem Petersberge in der Nähe der dorten stehenden Kapelle seinen Stab fallen lassen (den Blitzhammer, den wir sogleich als den Mangsstab zu schildern haben); unten am steilen Berge hat er gerastet. Nun sieht man im Felsen die Höhlung, die sein Stab eindrückte, unten aber ebenso seinen Sitz mit den eingedrückten Vertiefungen von Händen und Füssen. Panzer, Baier. Sag. 1, no. 275. Die Beschaffenheit dieses Flinses ist von der Thorsteinsaga geschildert, die alte Züge aus dem Göttermythus des Thôrr an den Helden Thorstein geknüpft hat. Dieser erhält von einem Zwerge einen Stahl und einen dreifarbigen Feuerstein von dreieckiger Gestalt; der Stein trug die Wunschgabe in sich, nach jedem Wurf in die Hand des Besitzers zurückzukehren, wie in der Edda schon von dem Blitzhammer des Donnergottes erzählt ist.

Schlug nun Thorstein mit dem Stahl an den Stein, wo derselbe weiss war, so entstand ein solches Hagelwetter, dass Niemand dagegen ansehen konnte; schlug er an, wo er gelb war, so kam sogleich Sonnenschein, dass aller gefallene Schnee schmolz; schlug er aber an die rothe Seite, so brach Blitz und Donner mit fliegenden Funken hervor. Russwurm in der Zeitschr. f. Myth. 1, 414. Dies ist die Erzählung von der Wirkung, welche das Alterthum in den dreieckigen Flins verlegte; der Römer nannte ihn das *fulmen trisulcum* und legte ihn als Donnerkeil, der oben und unten drei Spitzen und dazu die dreifache Wirkung hatte von Donner, Blitz und Hagel, dem Jupiter in die ausgestreckte Hand: drei der Strahlen aus Hagel gezackt. Virgil. Aen. 8, 429.

Betrachten wir nun die verschiedenen Formen, unter denen der Flinsstein heute noch seine bald religiöse, bald landwirthschaftliche Rolle spielt.

Am Peterstage klopft man mit einem Hammer an Hauspfosten und Schwellen, um das Ungeziefer daraus zu vertreiben. Wöste, Westfäl. Volksüberlief. 24. Am St. Mangstage (6. Sept.) schneidet man Haselruthen und steckt sie gegen die Krautwürmer in die Ackerenden. Schönwerth, Oberpfalz 3, 283. Petrus und St. Magnus mit Schlüssel, Hammer und Stab erinnern an den goldenen Schlüsselbund der Weissen Frau, d. i. an den im Gewitter niederfahrenden Zickzack des Blitzes, der den Segen der Wolken erschliesst, oder auch die Plage des Ungeziefers vertilgt, wie die feurige Blitzlanze legendarischer Heiligen und Helden die Würmer und Drachen des Gebirges durchbohrt und deren Schatzhöhlen öffnet. Unsere auf bestimmte Festtage gebackenen Wecken und Fladen sind theils ihrem Namen, theils ihrer Gestalt nach alte sinnbildliche Wiederholungen dieser Donnerkeile und Donnerbeissel. Eine St. Galler Glosse aus dem 9. Jahrhundert schreibt: *cuneus, weggi; cilindros kraphilin.* Hattemer Denkm. 1, 266. Das Gebäcke, Namens Dreispitz, beschrieben im Oberrhein. Kochbuch 272 (Mülhausen 1825) bildet ein Dreieck, wie die zwei Enden des Donnerhammers, verbunden mit dem Hammerstiel, ein solches bilden. Die Zeit, sie zu backen, ist landschaftlich eine verschiedene; zu Ilseburg am Harze und im Wendlande kommen diese dreieckigen Kröppeln je mit der Fasnacht, also gerade mit dem alten Feste Donars, zum Vorschein (Wolf, Beitr. 1, 78); in Hessen je auf Weihnachten; immer erscheinen sie als ein für die noch erwartete oder schon geschlossene Ernte bestimmtes Opferbrod. Auf den altaargauischen Dorfkirchweihen spielt man um dünne Lebzelten; die kleinern, viereckig,

und roth gefärbt, heissen Feuersteine, die grössern Dreispitz, Dreizüpf, Baselstab; in katholischen Ortschaften nennt man dieselben Mangsstab, Heiligkreuz. Sie werden in jenen Thalschaften, wohin die Mode noch wenig vorgedrungen ist, in der vollständigen Gestalt eines nach seinen drei Seiten kunstgerecht begrenzten Keiles gebacken. Das westfälische Festbrod Heitewiggen, von holländisch *wig*, Keil, wird zu Ostrich im Kreise Iserlohn in Form eines abgerundeten Doppelkeiles gebacken, auf der obern convexen Hälfte theils mit einem Andreaskreuze verziert, durch dessen Mitte ein dritter Balken herabgeht, theils mit einem stumpfen lateinischen Kreuze. Schriftl. Mittheil. von Wöste. Die Ermeländer Schmalzkuchen und die Danziger Süssbrode, die zum Schweinefleisch gegessen werden, nennt man dorten Schmalzkeilchen, Pflaumenkeilchen. Schriftl. Mittheil. von Mannhardt. Auch Frankreich backt solcherlei eckige Keilbrode; sie heissen *cugniue* im Patois des Departements de la Meuse; franz. ist *cogneux* Schlegel, *cognée* Axt. Sind Pflaumen darauf gebacken, so heissen sie mit anzüglicher Nebendeutung *quina*. (Mémoires de la société royale des antiquaires de France, tom. 10.) Der *Quignot* gilt dafür in der Picardie; in der Kirche zu Bray hat ihn ein Schüler dem Priester zu überreichen, während dieser die Weihnachtsmette singt. Indess dann der Priester den Knaben in die Luft hebt und dreimal ausrufen lässt, Weihnachten! wird der Kuchen unter die Anwesenden vertheilt. (Mémoires de la société des antiquaires de Picardie. Amiens 1851. Tom. 1, pg. 580.) In den Basler Jahrzeitbüchern kommen für die festliche Begehung des Gregoriustages bestimmte Stiftungen eigener Festbrode vor: *pro cuneis sive cuneolis*. Auf dem Basler Schulhause lag die Servitute, sie zu backen und den Armenschülern und Singknaben auszuspenden. Dieses Schulhaus aber war schon seit dem Jahre 1280 in einem Gebäude, welches damals *Mont Job* hiess (das ist der Name des *Mons Jovis* oder Bernhardin) und heut zu Tage die Diakonswohnung ist; dasselbe musste je am Gedächtnisstage eines Stifters aus einem Viernzel Spelt, dem Viertel eines Malters, achtzig solcher *cunei* oder Spendkeile backen. Fechter, Basel im XIV. Jahrh. pg. 71. 97. Das Keilbrod ist also nach des Donnergottes Keil benannt, der Weck eine Gabe des Erntegottes, wird ihm zum Ernteopfer in Form des Donnerkeils gebacken, welcher schwedisch selbst Thôrviggar hiess. Noch legen die Inselschweden einen Donnerkeil *(bisavigg)* in die Wanne des Saatkornes, dann schadet das Gewitter der Frucht nicht. Russwurm, Eibofolke 2, 249.

Ein weiteres alterthümliches Wort für Fels ist in romanischer und deutscher Sprache **roche** und **Roggen.**

Für die romanische Sprache bringt der Ausdruck keinerlei Bedenken mit sich, um so mehr aber für die deutsche; gleichwohl ist er in beiden Sprachen, wie mir scheint, einlässlicher Untersuchung gleichmässig bedürftig.

Ein Jurafelsen von bedeutender Grösse, eine Stunde von Neuenburg ostwärts am Seeufer gelegen, heisst *la roche de l'éremitage.* In der Höhle des Felsens soll Pater Jakob, ein Mönch aus der Abtei Landeron, einsiedlerisch gelebt und den Versuchungen des Teufels getrotzt haben, der ihn mit Schwärmen von lachenden, tanzenden, singenden Feen in seiner Andacht zu stören suchte. Schliesslich liess er sich in einen Wettkampf mit dem Bösen ein, den er siegreich bestanden haben soll; zum Zeugnisse dessen sollen ehemals Eindrücke von Rosshufen und zugleich vom Schuhabsatz des Pater Jakob am Fels zu sehen gewesen sein.

Der romanische Name für Waldfelsen von spindelartiger Gestalt: *rocca, roche,* geht über in den wirklichen der Spindel; man nennt im Waadtlande und Hochburgund solche schlankgestaltete Felsen: *quenouille des Fées (fatae, sorores), quenouille à la bonne fée; à la bonne dame,* altdeutsch *diu guote vrouwe.* Zugleich aber findet sich derselbe Wortstamm vielfach im Deutschen in demselben Sinne wieder. Ruckbein, Hausruck, Roggenstein, Hundsruck sind aller Orten deutsche Fels- und Bergnamen, die man vergeblich auf einen auf solcherlei wildliegenden Höhen ehemals getriebenen Roggenbau beziehen würde. Unser Roggenhäuser Thälchen dahier, ein zunächst der Stadt Aarau gelegenes anmuthiges Felsenthal, ist heute noch ausschliesslich auf Milchwirthschaft angewiesen. Das Schwarzwälder Rockertweibel ist das altherrische Landesgespenst im Rockertwalde (Baader, Bad. Sag. in Mone's Anzeiger) und das altbaierische Rockadir'l ist die am Tegernsee hausende Geisterjungfrau. Zwei den Waldstätter See überragende Felszacken, der Mythen- und Schwyzerhôken, heisst man Rockenstock und Spinnerin. Meyer-Knonau, Kanton Schwyz 37. Diese Namen sind alt. Der Wettinger Abt Silbereisen, der im J. 1576 seinen „Auszug etlicher Chroniken" verfasste, meist nach Etterlins Luzerner Chronik arbeitend, nennt abweichend von diesem, die beiden Felsen des Rütli am See das Betli und den Roggenberg. Es fehlt also dabei obige Spinnerin; denn der Name Roggen ist hier nicht *colus,* sondern *petra.* Auch Betli hat hier den ältern Begriff von Bettung und Altar, goth. *badi,* ahd. *petti*: Altäre, die man im Winter mit

Korn und Stroh, im Sommer mit Gras und Blumen umstreute. Daher rühren denn auch die urkundlichen Brunhilden- und die sagenhaften Hünenbetten, die unser Volk selbst noch „Heidenaltäre, Teufelskanzeln, Heidenhüwels, Heidenkerken“ nennt. Kuhn, Westfäl. Sag. 1, pg. 39. Urkunde von 1043: *lapis, qui vulgo dicitur lectulus Brunnihilde.* Urk. von 1221: *Brunnehildenstein* (beide bei Frankfurt). Urk. von 1334: *hin gein Sarbrucken biss an den stein, den man spricht Chriemhildespiel.* Er heisst jetzt der Spielstein. In den Sagen auf Farö und Hven (Stockholm 1815) heisst es: Nördlich bei Karlshögaslott befanden sich in einem länglichen Viereck aufgestellte Steine, welche der Frau Grimild Grab hiessen. W. Grimm, D. Helden-S. Kaiser Karls Bettstatt heisst ein grosser, sagenberühmter Stein auf dem Landgute Reichenstein bei Montjoie. Schmitz, Eiflersag. 2, 96. Der Vertragsbrief im Rechtsstreite zwischen dem Abt Joh. Christof von Muri und den Landleuten Wolleb und Meier von Dintikon vom J. 1563 (Archiv Muri) nennt unter den der Leutpriesterei zu Villmergen zinsfälligen Gütern: In Langelen vier Juchart Ackers unter dem Roggenstein, und gat der Weg derdurch gan Thettigken. Die urkundlichen baierischen Ortsnamen in Panzers Sagen 1, 375: Rockenstein, Ruckenstein, Rokkenbrunn ergeben keinen Sinn, wenn man sie nicht sprachlich zusammenhält mit den Schwungsteinen, die in England *Rockingstone* heissen, in Dänemark *Rokkestene,* in Frankreich *roch branlaire, pierre qui croule, qui danse.*

Allein wie sich das romanische *roche* in *quenouille* verkehrt, so das deutsche Roggen in Kunkelstein, Spindelstein, zusammengezogen Spielstein, in Spinnwirtel, endlich in Hollenstein, weil meist Localsagen hinzutreten von der spinnenden Frau Holla. Wie der Riese ein Rinderhirte ist, so erscheint die Riesin als Hausfrau mit Rocken und Spindel. Eifersüchtig verschleudert sie ihren Wirtel gegen das badende Aarweib, das der Bergriese mit lüsternem Auge betrachtet hat. Da liegt nun ihr Wirtel drunten in der Aare und starrt als Felsen aus den Fluthen bei der Stilli: Aarg. Sag. 2, no. 435. Derselbe hat nachmals sogar als Landesmarke gegolten. „Der Marckenbrief entzwüschet der Grafschaft Baden und der Herrschaft Schenkenberg ao. 1602“ beginnt die Ansetzung der beiderseitigen Landmarken also: Namlich und des ersten, so solle die Landmarch anfangen vom Laufen oder Wirten der Aaren, undzig an den Klopfbrunnen, alda ein Marchstein bei einer Eich gesetzt. Württembergs vielgedeuteter Name ist abzuleiten von einem solchen auf der Berghöhe ragenden, die Landesgrenze bestimmen-

den Felswirtel. Schwere eiserne Wurfbüsten, mit denen man in die Wette warf, nennt man in Baiern Wirdinger (Panzer, Baier. Sag. 2, 390. 401) und die Wasserwirbel des Inn, in die man sie schliesslich versenkte, heissen gleichfalls Wirten und Wirdin (Schmeller, Wb. 4, 165). Wir werden nachher noch erklären, dass dieses Verschleudern geheiligter Steine in Flüsse und Seen dazu diente, das Gelingen der Ernten zu fördern. Die drei Sterne, die den Gürtel des Orion bilden, heissen in Oberdeutschland die drei Mäder, in Böhmen *Kosy*, Sensen, in Polen *Kosy*, Mäher — weil das Gestirn etwa zur Zeit der Heuernte aufgeht; allein eben dasselbe heisst schwedisch Mariärock, Friggerock: *Friggae colus*. Bekanntlich verschenkt die umziehende Frau Holla an fleissige Dirnen Spindeln und zündet faulen den Rocken an. So sind die Götterfrauen Frigg und Huld Vorsteherinnen des Spinnens und Webens, und noch im 16. Jahrhundert ist dies in unserer Redeweise nicht vergessen gewesen. Des Chronisten Heinrich Bullinger Aeltermutter, eine geborene Küeferin aus Brugg, starb zu Bremgarten 1522, zweiundachtzigjährig. Sie hatte von ihrer Mutter das Gewandwirken erlernt, „die heidnisch arbeit genampt, die nit gar brüechlich zun selben zeit war“. So schreibt der Chronist H. Bullinger in seinem hds. Werke, „Verzeichnus der Bullingeren 1568“. Das Original ist gegenwärtig Besitz von Jul. Waldesbül in Bremgarten. Von seiner eigenen Tochter Anna, geboren 1530 und vermählt an Zwingli's Sohn Ulrich, sagt er gleichfalls: „disse kont wol würken dass heidnisch werk. Diese Anna Bullingerin hat von ihr Mueter Gertrud Küefferin gelehret würken heidnisch Werk, hat hüpscher arbeit gewürkt vnd es meiner Anna Zwinglj gelehret. Das syn wol die 4 oder 5 würkerin gesein, do je eine dess gschlächts von der anderen würken gelernet.“ Wie das Wirken und Weben als heidnisches Werk angesehen ward, so war auch in dem Wesen von Hulda und Frigg unvergessen, dass beide Göttinnen ursprünglich riesiger Abkunft gewesen waren; und so fallen sie späterhin wieder in diese gröbere Gestalt zurück. Eine Frau Hulda mit der Potznasen kennt Luther, eine Frau Precht (Berchta) mit der langen Nas, mit der eisernen Nas, nennen Vintler und Martin von Amberg (Myth. 255. 256). Eisenschädel und Langnase ist nämlich ein riesisches Epithet: Hornnefja (die Hornnase), Jarnhaus (Eisenschädel), Jarnnef (Eisennase), Jarnsax (Eisenmesser, des Donners Weib) sind altnord. Riesennamen, gleichwie das schlesische Buschweib von heute einen Eisenkopf hat und die Baiern von einer Eisenberta erzählen. Sie wurden trotz ihrer steinernen

oder eisernen Missgestalt als Göttinnen der häuslichen Betriebsamkeit verehrt. Die Glarner Frauen von Enneda giengen sonst am ersten Tagé, da dorten die Abendsonne wieder in's Thal scheint, zusammen hinaus an den Gässlistein, einen ungeheuern Felsblock am Fusse der Rothriese (Felsabsturz), und spannen auf diesem Felsen. Blumer-Heer, Kant. Glarus 610. Ein hoher Felsstock im Gebirge von obersteierisch Weichselboden ist die sammt ihrem deutlich zu sehenden Spinnrade versteinerte Spinnerin. Wolf, Ztschr. f. Myth. 2, 23. An die Spindeln verschenkende Frau Hulda reiht sich die spinnende Frau Berta an im Heidnisch-Mythischen und im Geschichtlichen. Karls d. Gr. Mutter ist Berhtrada; ihre Tochter heisst im Gedichte König Rother Gertrud, die Heilige von Nivelles, in Brabant. Eine Tochter desselben Namens hat Karl, zu Folge des Codex Vindob. 42:

sît gewan der selbe gotes trût
ein tohter, diu hiez Gêrtrût,
dîe heilige vrouwe,
diu lît ze Haspelgouwe.

Einhard in der Biographie Karls erzählt, indem er des Suetonius Biographie über Augustus nachahmt, Karls Töchter hätten fleissig spinnen lernen müssen. So ward aus der spinnenden Ahnfrau Berta eine in's Riesenhafte zurück vergröberte: *Berhte mit dem vuoze, Baerte mitten brêden voeten, Berthe au grand pied, reine Pedauque* (d. i. *regina pede aucae*), deren Bild in alle Kirchen gestellt ward. Ebenso geschah Berta's Tochter, die als hl. Gertrud, die beweifte Spindel in der Hand haltend, auf den Altären abgebildet ist. Vgl. Massmann, Kaiserchronik 3, 479. Von dem eben erwähnten Haspelgau wissen auch die Aargauer Sagen zu berichten. Der Giebel, ein abgeholzter Bergabhang im Engstthale, zum Dorfe Ober-Entfelden gehörend, lässt noch jetzt altes Mauerwerk erkennen und heisst im alten Dorfrodel *In der steinj mû'r.* Hier stand einst die herrliche Burg des Giebelkönigs, von hier aus pflegte er in goldener Kutsche in sein Reich hinabzufahren. Auch jetzt noch thut er dies nächtlicher Weile, so oft die Witterung umschlagen will. Unter grossem Getöse rollt seine Kutsche bergab, ein Reiter auf einem Eber, ein anderer auf einem Esel folgen ihm, jeder hat eine Reihe Milchkellen an Riemen über die Brust geschnallt. Inzwischen sieht man dann auf der kahlen Spitze des Berges ein glänzendes Rad sich umdrehen. Dies ist seiner Frauen goldener Garnwendel.

II. Riesenappellativa, in Volks- und Geschlechtsnamen fortdauernd.

Die Wilden Männer kommen in der heutigen Schweiz noch als Brunnenfiguren, Wirthsschilde, Fasnachtsmasken vor, aber auch als stehende Figuren bei Schwingfesten und Aelplerkilbinen. Wir nehmen hier das geringfügiger Scheinende des Stoffes voraus. Wenn sonst zu Basel mit dem 15. Januar die Fasnacht begann, erschienen Mittags Schlag 12 Uhr drei abenteuerliche Masken auf den Strassen: Löwe, Greif und Wilder Mann. Jedem der drei Ungethüme wurde sein besonderes Leibtänzchen mit Trommel und Pfeife aufgespielt und von ihm mit alttraditioneller Kunstfertigkeit ausgeführt. Sie waren die Repräsentanten der drei Stadtzünfte zum Rebhause, zum Greifen und zum Hären (Garn und Strick zur Vogelbeize), in deren Händen bis auf die Neuzeit das ganze Vogtwesen der Bürgerschaft von Kleinbasel lag. Beim Festmahle der Drei wurde dann allen Bedürftigen Wein und Brod aus dem Gesellschaftsvermögen verabreicht zur Verbürgung der örtlichen Tradition, als hätten einst, da noch waldige Wildniss Stadt und Umgegend bedeckte, diese drei Unwesen hier gehaust. — Die Sennbruderschaft von Gersau am Vierwaldstätter See feiert ihren Jahrestag mit Hochamt und Zunftschmaus alljährlich als denjenigen, an welchem die zwei letzten Wilden Männer sich auf der dortigen Alpweide hatten blicken lassen. Zwei in Laub gekleidete Vortänzer, man nennt sie die Tschämeler (Banktänzer), lässt sie im Festzuge mit aufrücken und von zweien der tüchtigsten Tänzer unterstützen. Wanderer in d. Schweiz 1840, 309. Die Unterwaldner Aelplerkilbi erinnert gleichfalls an diese Wilden Männer, als an die ursprünglichen Eigenthümer der Alpweiden. Sie beginnt am Wendelinstage, dem Schutzpatron der Genossenschaft, mit Hochamt und Predigt zum Ruhme des Hirtenstandes. Hernach folgt das Fahnenschwingen; alle Sennen stehen in einen Kreis, die Musik spielt und ein gewandter Jüngling schwingt über allen Häuptern fort und fort die Fahne der Bruderschaft. Nun erscheinen die beiden Festmasken, Wildmannli und Wildwibli. Beide sind in Tannrath gekleidet, Mooshütchen auf dem Kopfe, tragen Tanngrotzli in den Händen (Tannendolden), sie liebkosen und verschleudern ihr Kindlein, das Lumpenditti, kehren der Procession voraus die Strasse zum Wirthshause und halten da bei Tische einen gereimten Dialog ab, welcher sich dem Kampfspruche vergleicht, den die oberdeutschen Masken Sommer und Winter sprechen. Businger, Kant. Unterwalden 80. Die Urner Jugend tanzte sonst zur

Fasnachtszeit um den Wildenmannsstein im Bannwalde ob Schaddorf und lief hierauf vermummt in Tannenreis und kettenklirrend in die nächsten Dörfer, wo man ihr Milchmahlzeiten vorzusetzen pflegte. Dies geschah zur Erinnerung daran, dass hier der letzte Wilde Mann gesehen worden sei. Allen diesen Masken ist die vom Sturmwind entwurzelte Bergtanne und die klirrende Kette gemeinsam, an welcher der heulende Windhund angebunden liegt. Das Glarner Landvolk erzählt noch von angeblichen Waldbrüdern, die als Wilde Männer und Heiden die Ueberbleibsel der Urbevölkerung sein und in der Wildniss des Gebirges ein unbekanntes Leben fortfristen sollen. Der romanische Bündner nennt den Wilden Mann *ilg humm sulvady*, giebt ihm aber nur eine Grösse von dritthalb Fuss, sein Weibchen, die Fenka, ist noch kleiner. In Deutschbünden heissen sie Waldfenken, und ihre verlassenen Hütten im obern Gebirge die Heidenhüsli. Neue Schweiz.-Bl. 1850, Heft 1.

Wer nicht bedenken mag, dass ächte Sage immer nur davon erzählt, was zugleich thatsächlicher positiver Glaube der Vorzeit gewesen ist, der wird diesen vereinzelten Angaben freilich wenig Werth beilegen und historische Beweiskraft noch viel weniger. Er verlangt nicht Sagen, sondern Urkunden, Schwarz auf Weiss. Zufälliger Weise kann ihm auch dieser Wunsch einmal erfüllt werden; obschon uns selbst eben diese sogleich mitzutheilenden Urkunden dasjenige keineswegs erweisen, dessentwegen man sie citirt. Wir geben die nachfolgende Einzelnheit aus der Geschichte einer Wildenmännergemeinde getreu nach dem Berichte des wakern Historikers Ildeph. v. Arx, Geschichte von St. Gallen 2, 453: „Das Calveiserthal (Calvesana) im Sarganser Lande nennt man die wildeste Gegend, die im St. Galler Lande zu finden ist. Drei Stunden weit durchzieht es ein Gletscher, Bären erneuen von Zeit zu Zeit darin ihr altes Heimathsrecht, nur der Sommerweide wegen wird es von den Hirten besucht. Um so mehr verwundert es, durch urkundliche Beweise zu erfahren, dass es vor Jahrhunderten bewohnt gewesen. Im Gegensatze gegen den an andern Orten gewöhnlichen Gang der Landescultur, in denen Häuser entstanden, wo vorher keine waren, verschwanden hier die, welche vor Altem dastanden, und die ganze Calveiser Gemeinde starb entweder aus, oder entwich vor dem immer mehr sich ausdehnenden Gletscher. Hier war eine Gemeinde mit Ammann und eigenem Gerichte gewesen, gefreit von allen jenen Abgaben, welche die Alpen ringsum an das Stift Pfeffers entrichten mussten. Laut Urkunde von 1398 war dorten das Geschlecht der Sutter wohnhaft; ihre Ammänner, Alt-

ammänner und Beisitzer erscheinen noch 1473 vor dem Landvogte zu Sargans, um gegen Eingriffe in ihre Alpordnung das Recht anzurufen. Seit dreihundert Jahren steht nun das Thal menschenleer, nur die Alpen tragen noch die Namen jener Gemeindeämter, welche die ehemaligen Besitzer bekleidet hatten. Es steht noch eine Kapelle dorten, ihr zunächst der alte Calveiser Kirchhof. Hier hat man ungeheuer grosse Menschenknochen vorgefunden und als eine Seltenheit weit verschickt. Nach dem Zeugnisse einer allgemeinen Volkssage befanden sich unter den Calveisern einige Riesengeschlechter. Jenes schon vorhin genannte Geschlecht der Sutter, welches dies Thal am letzten verliess, blieb in Glarus, wohin es gezogen war, lange noch durch seinen hohen Wuchs ausgezeichnet."

Wo jene Todtenschmäuse zum Gedächtnisse der Ureinwohner nicht mehr stattfinden, da bestehen zum Theil noch kirchliche denselben geltende Andachten fort. Im Berninathale und in Samaden wurde für die Wilden Männer bis zur Reformationszeit eine bestimmte Messe gelesen, *la messa di Rossedi* genannt, für die nun unter den Gletschern Wohnenden. Sie waren hier die Ureinwohner, bis der Alles übereisende Rosedigletscher sie verschüttete. So hat der Gemsjäger Colani unserm Linguisten und Mythographen L. Steub im J. 1852 an Ort und Stelle erzählt. Das letzte Ueberbleibsel dieser heidnischen Gemeindebräuche verräth sich in der spätern nur vereinzelten Ueblichkeit, den Winden Mehl zu streuen, den Sturmwind mit Brod zu füttern, der Bercht und der Wilden Frau Speisen auf Kreuzwege und Feldsteine zu stellen. Myth. 403. 602. Die Luzerner Sennen pflegen bei ihren Schwingfesten den stärksten Ringer ihrer Partei in Ketten auf den Kampfplatz zu führen. Dabei geberdet er sich wie rasend und wälzt sich auf der Erde. Er tritt erst dann in die Schranken und entscheidet Sieg oder Niederlage, wenn jeder seiner Kameraden von den Gegnern zweimal auf den Rücken geworfen ist. Dann ist seine Partei „unheer", d. h. muss sich aus Erschöpfung ergeben. Das Gegentheil von Unher ist der Riese *Eishere* aus dem Thurgau, von dem der Mönch von St. Gallen lib. 2, c. 12 sagt, er sei seinem Namen nach schon ein bedeutender Theil eines furchtbaren Heeres gewesen. *Egishêre* ist *terribilis exercitus.* — *monstri* sind *egisen*: Hattemer, Denkmale III, 603 a. Einen gleichnamigen *Eisheri, miles Iringi, filii Dietbaldi,* verzeichnen die München-Freisinger Hdss. Pertz, Archiv 7, 812. Im Liede vom König Rother wird der Riese Asprian gekettet auf den Turnierhof herbeigeführt. Er focht im Heere Karls gegen solcherlei Völker, deren Namen selbst wieder zu

Riesennamen wurden: Böhmen, Wilzen, Avaren und Wenden. Die Haslithaler Sage erzählt vom Riesen Raubold, der sich die Beine selbst zusammengekettet hatte. Aus Unterwalden herüberkommend, erschlug er im Hasli die Ahnfrau der Zwerge, die gute alte Ute, die des Thales Wohlthäterin gewesen war. Alpenros. 1823, 219. Im Roman Simplicissimus (edd. A. Keller, pg. 945) erzählt der Autor, wie ihn eine Gauklerbande nackt entkleidet, Moos um die Lenden gehüllt und Ketten an die Hände gelegt habe, um ihn so als Wilden Mann um Geld herzuzeigen: Als ich nun meiner Ketten, daran mich die Mausköpf (Spitzbuben) wie einen Wilden Mann herumgeschleppt, entledigt etc. Diese Sitte vom gekettet einhergeführten Riesen begegnet der andern, Riesenknochen an Ketten aufzuhängen. Noch heute starren dem Wanderer hoch über dem Portal der 1096 gegründeten Klosterkirche zu Alpirsbach im Schwarzwalde ein hornförmiger Mammuthzahn und gewaltige Wirbelknochen, in Ketten eingeschlungen, fremdartig entgegen. Im Chor einer Kapelle im Ammerthale war ein grosser Thierschädel an die Mauer gekettet, der für den Kopf eines dort erlegten Lindwurmes ausgegeben wurde. Uhland in Pfeiffers Germania 1, 306. Wie in der Stadt Bern der grosse Christoffel und zu Schaffhausen der grosse Gott einst als Wahrzeichen galt, so war das Weichbild oder Stadtsymbol zu Luzern der Wilde Mann. Er war, theilweise noch jetzt sichtbar, am Rathhause in sitzender Stellung abgemalt zum Angedenken an die Riesengebeine, die man 1577 bei dem Dorfe Reiden unter einem Eichbaum ausgegraben hatte. Ehe Blumenbach und Dolomieu nachher den Ausspruch thaten, dass diese Knochenmassen einem vorweltlichen Riesenthiere angehörten, liess man zu jenem Gemälde einen Massstab und folgende Reime setzen:

In der Statt Luzern Land da unden
Bey dem Dorff Reyden hat man funden
Schröcklich grosse Menschen Gbein
Under einer Eych auf einem Reyn;
Die Oberkeit derselben Statt
Glehrten Leuhten die zugschickt hat,
Welche nach der Proportion
Geometrisch das Mäss han gnon,
Hiermit erscheint unfehlbar gwüss,
Wann aufrecht gstanden diser Riss,
Sey er gsyn mit der länge glich
Vierzehen mahlen disen Strich.

Beschach im 1577 Jahr,
Gott weiss, wie lang er vor da war.
Was man gfunden, mag bhalten werden,
Was übrig, verbleibt in der Erden.

Im Nachfolgenden wird eine Reihe Wilder Männer aufgezählt, deren ehemaliger Wohnort, Felsstein oder Grab noch bekannt ist und die uns durch die ihnen zugeschriebene Gutmüthigkeit belehren, dass unsere heutigen Vorstellungen über die Gemüthsbeschaffenheit der Riesen unberechtigt und roh sind.

Auf den Glasscheiben eines Bauernhauses des alten Dorfes Matten im Bödelein bei Interlaken sah Wyss (Reise in's Berner Oberl. 1, 358) einen Bären gemalt, der ein paar Rüben im Gürtel trägt. Das Volk erzählte, dies sei einer der Riesen von Iseltwald gewesen, die das Oberland nach kaiserlichem Aufgebote zum Reichsheere zu stellen hatte. Für ihre Keulenhiebe in der Schlacht genossen sie die Vergünstigung, so oft sie im Sommer „dürstend" durch's Thal giengen, auf den Pflanzplätzen bei Böningen, als auf Reichsboden, drei Rüben ausziehen zu dürfen, die eine in der Hand, die zwei andern im Gürtel davonzutragen.

Der Botti im Grauholze bei Bern, wo man noch sein von zwei Steinsäulen bedecktes altes Grab zeigt, ist in der noch lebhaften Erinnerung des dortigen Landvolkes ein zwanzig Fuss langer Riese gewesen; die Bauern, die ihm am Felde begegneten, reichten ihm statt der Hand die Pflugsterze, und immer verblieb ihr die Spur seines gewaltigen Händedrucks. Als er starb, trug seine Riesenschwester jenen grossen Grabstein in ihrem Fürtuche herbei. Jahn, der Kant. Bern antiquarisch, 411. Botti's Name erinnert an den Riesensohn Lokis Farbauti.

Im ehemaligen Ländchen Gryon, nun gleichnamiges Pfarrdorf im Waadtländer Amte Aigle, lebte der Wilde Mann Bernard als Ziegenhirte. Seine Liebe, die er zur Blanche (Weisse Frau) empfand und die unerwidert blieb, ist in einem eigenen Volksliede besungen, das durch Bridel (im Schweiz. Museum 1784, 761) aufgezeichnet worden. Trauernd lag er bis zu seinem Tode auf einem Steine und hat diesem die Gestalt seines ganzen Körpers eingedrückt. Als Blanche dann den Tod dieses ursprünglichen Ritters von Toggenburg erfährt, geht sie aus gleichem Liebeskummer in ein Kloster. Treu wie Riesen, eine spät noch im Norden üblich gewesene Redensart, hat also auch bei uns einmal Geltung gehabt. Der Stein hiess *la pierre du Sauvage* und lag beim Dorfe Gryon bis 1850, wo er gesprengt worden. (Escher, Die Schweiz v. 1851, 379.)

Ein *pierre de Servagios* (italien. *selvaggio=sauvage*) findet sich beim Dorfe Luc, Val d'Anniviers, auf dem Wege nach Bella-Tolaz, westlich vom Borterhorn. Dieser mächtige Felsblock trägt auf seiner obern Fläche zahlreiche kleine Rundschalen eingehauen. Schweiz. Gesch. Anzeiger 1858, 61.

Die Tschudi (urk. 1256: Hans Schude. VonArx, St. Gall. Gesch. 1, 546) sind nachweissbar um Seckingen, in der oberrheinischen Waldstatt, dann im gegenüberliegenden Frickthal und im Glarnerlande altherkömmlich. Sie berühmen sich einer mythischen Abkunft; nur hat ihr gelehrtester Sprosse, der Chronist Gilg Tschudi, diese Geschlechtssage ebenfalls nicht anders mittheilen mögen, als seiner Gewohnheit gemäss mit der fälschlichen Zuthat von angeblichen Parteikämpfen zwischen dem Haus Oesterreich und den Waldstätten. Der Tschudi, so berichtet er, des Glarner Landammann Rudolf Tschudi Sohn, war wegen seiner ausserordentlichen Grösse der lange Riebing genannt und hieng den österreichischen Herzogen gegen die Waldstätte an. Deshalb erregte ihm sein Schwager, der Urner Hans von Seedorf, welcher der Teufel genannt war, einen Erbstreit. Der Riebing fiel nun 1316 in Unterschächen ein, der Urner Hans dagegen in Glarus. Schon hatte Riebing auf diesem Streifzuge alle seine Waffen verschossen und zerhauen, als er einen jungen Tannenbaum aus dem Boden riss und damit noch neun seiner Feinde hinstreckte. Zum Angedenken führen die Glarner Tschudi einen Tannenbaum mit rothem Stamm im Wappen mit drei fliegenden Wurzeln und neun dran hangenden rothen Zapfen.

Der Name Tschud bezeichnet in altrhätischer oder altrumanischer Sprache das Schaf; denn der Bergriese ist ein viehweidender Milchesser und sein Weib eine Wollenspinnerin. Wie sodann Tschud den Slaven einen Finnen (Barbaren) und Riesen bezeichnete, so nennt die Snorra-Edda den Sohn des Riesen Thrym den Bergfinn. Wilder Mann muss also die deutsche Uebersetzung des rhätischen Tschud gewesen sein, und das Geschlecht der Tschudi scheint sich ursprünglich auf eine geschlechtliche Vermischung der Glarner oder Urner mit den Riesen bezogen zu haben. Der Name Tschud in der Bedeutung von Schafhirte klingt ebenso friedfertig, wie die weiter unten nachfolgenden Sagen von andern Wilden Männern. Der Wilde Mann ist daher in's Wappen und Wahrzeichen der Bergstadt Wildemann im Harze genommen worden, die Axt in der einen Hand, mit der Tanne in der andern, wie ihn einst Kaiser Heinrich der Vogelsteller hier betroffen haben soll. Alljährlich am

Freischiessen um Johannis tritt er daselbst auf, ganz in Moos gekleidet. Kuhn Nordd. Sagen no. 211. Der Wilde Mann ist ferner Schildhalter im Wappen Braunschweigs, Mecklenburgs und Preussens; er kommt als Hausname vor wiederholt um Achen (Wolf, D. S. 188) um Braunschweig (Pröhle, Harzsag. 1, 257); im Wilden Mann zu Bremgarten ist 1469 Heinrich Bullinger der Historiker und Reformator geboren. Aarg. Beitr. 94. Gleichwie Norwegische Geschlechter ihre Genealogie an den Riesen Forniot und dessen Söhne anknüpfen, so glauben auch die „Starken" unter den Zillerthalern einer Sippe zu entstammen, die aus dem Liebesverhältniss eines Bergriesen mit irgend einer hübschen Almerin entsprang. Bauern und Riesen leben häuslich zusammen. Der Wilde Mann und der Geissler in Bünden werden Ziegenhirten in der Gemeinde Klosters, die Fengga wird Dienstmagd im Vorarlberger Bauernhofe. Aarg. Sag. 1, no. 228. Bauern und Riesen tauschen schliesslich ihre Namen aus; dies erweist sich an folgenden schweizer. Geschlechtsnamen: Rief, Egg und Eggen (Frickthal, Laufenburger Rheinstrecke), Hun (Kulmerthal), Hum (Dorf Entfelden), Häni (Zürichsee), Durst (Bezirk Baden), Troll (Winterthur), Troller (Solothurner Gäu), Geysser (Oberaargau). Der Bergname Hundsbuck, Hundsrück, die First eines Längenberges bei Baden, gleicht genau dem Gebirgsnamen Hundsruck, beides stammt aus Hun. Die Reihe von Heidengräbern, die man eine halbe Stunde von der Stadt Solothurn am Aarufer untersucht hat, nennt sich wechselnd Hunnenberg, Hungerberg, Hohberg, Hünenberg. Zürch. Antiquar. Mittheil. III. Der Feldname Hühnengräber findet sich bereits im Güntersthaler Zinsrodel v. J. 1344; H. Schreiber vertraute diesem urkundlichen Namen und entdeckte an Ort und Stelle gallische Grabstätten. Mone, Bad. Urgesch. 1, 218. Der Hühnerstein, ein Felsstück von ziemlicher Grösse inmitten Weges zwischen Bremgarten und Wohlen an der Strasse liegend, wird in seiner Benennung durch die wortdeutende Angabe erklärt, die Hühnerträger hätten hier zu ruhen und ihren Tragkorb abzustellen gepflegt. Gerade so erzählt Herrlein, Spesshartssag. 179, von einem Felssteine zwischen Hasloch und Faulbach: Hier habe Frau Hulle ausgeruht, wenn sie auf dem Garnverkauf war, und wo ihre Kötze (Tragkorb) mit den Füssen aufstand, sind die Löcher davon noch jetzt im Stein zu sehen. Hier ruht eine Himmelsgöttin Huld, dorten ein Erdriese am Felsen aus und drücken ihm ihre Spur ein. Hühnerhubel ist der Name eines gallischen Hünengrabes bei Rixheim im Elsass, das von A. Stöber, Mühlhausen 1859, in einer besondern Monographie beschrieben ist.

Der Hünerweg zu Ingelheim, urkundl. 1385 wird von Mone, Oberrhein. Ztschr. 5, 490 mit *via Hunorum* erklärt. Die niederdeutschen Hünkenberge, verderbt aus Hühnerberg, dieses aus Hünen, deuten gewöhnlich auf einen Ort mit Grabstätten. Weinhold, Heidnische Todtenbestattung 1, 23. 24. Noch vergröberter spricht Grohmanns Böhmisch. Sagenb. 1, 74; es giebt dem Sturmgott Wuotan, dessen Gefolge aus den Seelen der im Sturm der Schlacht gefallenen Helden bestand, ein Wuetisheer Verdammter bei, das in Gestalt von glühenden Hühnern (feurigen Hünen) über die Waldgipfel wegfährt. Eine Glucke mit einem Haufen glühender Hühner läuft des Nachts zwischen Andershausen und Kluventhal; man hält sie für verwünschte Menschen. Müller-Schambach, Ndsächs. Sag. pg. 187. Hünenbetten sind in den Wesergegenden die Riesengräber genannt, Bett gilt dorten von Grab. Der Pfeilschuss des Edeln von Hünenberg, dessen Burg bei Cham am Zugersee liegt, führt bekanntlich zu dem Siege der Schweizer am Morgarten. Dieser Schuss war den Chronisten wegen seiner märchenhaften Schussweite stets auffallend gewesen; nun mag er, wie ja der Name des Burgherrn selbst, sich aus dem Volksnamen Hun erklären, der wie späterhin der Name Unger, zu Riesenbenennungen gedient und mythische Bedeutung angenommen hat. Lassen wir uns durch den Ungar Arnold Jpolyj berichten, wie in seinem hunischen Vaterlande die Steindenkmäler aussehen, die man bei uns Hühnerstein und Hünenberg nennt, so findet sich, dass sie den unsrigen an Gestalt, Aufstellung und Namen ähnlich, oft sogar sich gleich sind und direct auf Attila's Hunnen führen. Er berichtet Ausführliches hierüber in der Ztschr. f. Myth. 2, 259; hier beschränkt uns unser Raum auf eine blosse Einzelnheit.

Zwischen den Siebenbürgischen Ortschaften Udvarhelyszek und Erdövidek im Lande der Szekler erstreckt sich der Rikawald, durchflossen vom gleichnamigen Rikabach. An dessen Ufer und vom Wasser im Halbkreise umgürtet, stehen, etliche Klafter lang, mehrere Steine aufrecht, eine Art Hütte bildend, die ursprünglich durch einen grossen Fels überdacht waren, den i. J. 1820 der Blitz entzweigerissen und gestürzt hat. Von diesem Steinmale der Vorzeit erzählte schon die sogenannte heidnische Szekler-Chronik, wie auch heute noch das dortige Volk, hier sei Rekas Grab, des Hunnenkönig Attila's Frau. Die Sage behauptet, der Fels sei von Menschenhand aufgestellt. Denn da die geliebte Reka gestorben und Alles uneinig war, wohin man die theuern Reste würdig genug begraben sollte, wälzte man endlich den grossen Felsen vor ihrem

Königsschlosse bergab, dass er an den Rand des Flusses rollte und über ihr Grab gestellt werden konnte. Von Hirtenknaben sollen hier thalergrosse Rädchenmünzen gefunden, von einem Bildschnitzer Maté soll ein so grosser Schatz aufgegraben worden sein, dass ihm über dem Wegschaffen der Last sein Schimmel drauf gieng. Damit ist er der Stifter des nun berühmten und ausgebreiteten Szeklergeschlechtes der Maté geworden.

Das Geschlecht der Geysser im Oberaargau findet sich mit seinem Namen wieder in dem der nordischen und oberdeutschen Berg- und Sturmriesen: *Gusir* und *Geysa,* der Bläser und Stürmer (Weinhold, Die Riesen 44), *Geisser*: der Wilde Mann beim Wintersturm im Jura, und das Seegespenst am Glarner Oberblegi-See (Naturmythen 42. 148). Auch dieses Appellativ, ableitend von giessen, ergiessen, führt auf den goth. Stammnamen *Gáuts,* ags. *Geát,* ahd. *Kôz* zurück, der ausgegossene Geist, der Gotterschaffne, und ist episch verwendet worden zu dem Heroengeschlechte der Geaten im ags. Gedichte Beovulf.

Das im Glarnerlande zahlreiche Geschlecht der Elmer stammt aus dem Elmthale, gleichwie das vom heil. Sachsenapostel Liudger gegründete Helmstädt seinen Namen vom Elmgebirge auf der Lüneburgerhaide hat. (Rettberg, Kirch.-Gesch. 2, 482.) Von Elm und Ilm, den mundartlichen Namen des Ulmenbaumes, leiten diese Ortsnamen deshalb nicht ab, weil jenen beiden Landstrecken die Ulme fremd bleibt. Daniel Elmer nennt man aber im Glarnerlande solcherlei kahle Felszacken, deren Contur an eine Menschengestalt erinnert. Alben und Almis ist die Kalkerde genannt, die zwischen München und Erding vier Quadratmeilen weit die Torfmoore durchzieht. Elm bezeichnet schweizerisch die lohgelbe Farbe (Stalder 1, 94) und eine weissfarbige Taubenart (Tobler 166). Auch hier bleibt *elb* die Wortform. *Elwez* ist *fulvus,* Graff, *Diutisca* 2, 236 b. Der Elb aber ist der Wald- und Berggeist, das Erdmännchen. Elbelstein und Elbelskanzel sind Namen im Unstruth- und Werrathale, auf denen der dortige Wilde Jäger Elbel sein Wesen treibt. Bechstein, D. Sagb. no. 450. Der Elbst ist ein Wassergeist im kleinen See am Seelisberg in der Nähe des Dorfes Treib am Vierwaldstätter; auf dem Seeboden sah man sonst ganz deutlich eine Heerde Schweine, die sich auf den Rücken legten und dann das Aussehen frisch abgezogener Kalbshäute annahmen. Cysat, Beschreib. des Vierwaldstätter Sees, pg. 429. Diese widerwärtig lautende Behauptung erinnert gleichwohl an die altrömische Männerpuppe des Mamors, die bei der Frühlingsfeier der Mamertinen, dicht einge-

hüllt in Felle, durch die Stadt geschleppt, mit Stangen gehauen und über die Brücke in die Tiber gestürzt wurde. Der Name Elb bezeichnet im Entlebuch den Betrunkenen, Albersterz und Elpentrötsch bezeichnet den Dummkopf. Elggermann nennt man am Schweizerrhein die Männchen aus Backwerk, zugleich einen unrührig dasitzenden, dummstarrenden Menschen, einen Teigklotz. Kirchhofer, Schweiz. Sprichw. no. 56. In Glarus ist der Ellger (contrah. aus Elmiger) der Name eines Felsengesichtes am Wiggisgebirge, Elgis heisst jener sonnige Kalkfelsen nördlich vom Orte Glarus „zu welchem alljährlich, sobald die Frühlingssonne dorten zuerst den Schnee wegschmilzt, die Kinder wallfahrten.“ Heer-Blumer, Kant. Glarus, 601. Hält man nun den Namen des Adelsgeschlechtes von Elbenstein (Myth. 1217) zusammen mit dem Glarnergeschlechte der Elmer, und dem Thurgauergeschlechte der Elgger (die man dorten angeblich von Schloss Elgg abstammen lässt), so ergiebt sich abermals der Fall, wie einzelne Sippschaften ihren Stammbaum und Namen auf die Geister des Gebirgs zurückgeführt haben. Die Genesis 6, 4 besagt dasselbe: Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen (*gigantes*, hat die Vulgata richtiger) auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. Ich füge dem zum Schlusse noch zwei neuere Beispiele hinzu. Beim Dorfe Grenchen und im benachbarten solothurnischen Jura wird der im Sturm einherziehend gedachte Wilde Jäger der Schwed genannt. Mit einem Zwilchsack auf der Achsel kommt er den Berg herauf und schüttelt ihn aus, dass lauter grüne hornblasende Jäger herausfallen. Die Schweiz, Illustr. Ztg., 1862, no. 12. Vom grünen Schwedenross ist eine ähnliche Sturmsage mitgetheilt: Aarg. Sag. 2, no. 512. Die Sturmgeister, die der Jura Schweden nennt, heisst der Berner Aelpler Friesen. Im Grindelwaldthale gelten die Föhnstürme, die im Frühjahr den Schnee von den Voralpen wegschmelzen, gleichfalls als eine Schaar Wilder Jäger, und heissen die Westfriesen. Das Volk im Oberhasli- und Simmenthal meint, es sei selber ursprünglich aus Schweden und Friesland eingewandert. Dies ist jedoch nur ein Sprachmissverständniss, entsprungen nicht im Volke, sondern bei schlimm etymologisirenden Berner-Dorfpfarrern. Sprachlich „friset“ d. h. öffnet der West- und Föhnwind die Bewässerungsgräben der Felder, gleichwie der Nordwind die Kornsaat „frisst“. Der Oberländer Frieser ist der Gräber von Profession. Stalder 1, 399. Für unsern Zweck aber ergiebt sich, dass man auch hier einen

ältern Volksnamen mit dem eines Luftriesen in traditionell gewordenen Zusammenhang gebracht hat.

Domilin, Essel und Dürst. Durch die kirchlichgelehrte Färbung der Pilatuslegende sind die ursprünglichen Volkssagen vom Pilatusberge in sehr früher Zeit schon verwirrt und unkenntlich gemacht worden. Die älteste Oberdeutsche Chronik, edd. Grieshaber 1850, nennt pg. 16 den Pilatusberg noch mit rhätischem Namen Frakmunt, beruft sich aber schon als auf etwas Landläufiges darauf, dass droben des Pont. Pilatus Grab sei: *und wil man, er (Pilatus) lige uf Fragmuonde bi Lutzerne.* Gleichwohl bleibt die ursprüngliche Heiligung des Pilatusberges etwas unbestreitbares und wird vom 13. Jahrhundert an bis in's sechszehnte durch eine fortlaufende Reihe geschichtlicher Angaben verbürgt; der Berg erscheint als in den Geisterbann gelegt, erst vom Volksglauben, später von der Obrigkeit, Niemand sollte ihn ohne eingeholte Erlaubniss besteigen, Zuwiderhandelnde wurden mit Gefängniss bestraft. Im Jahr 1518 mussten der in Luzern sich aufhaltende Herzog Ulrich von Württemberg und der St. Galler Bürgermeister Joachim Vadian, dann im J. 1555 der Naturforscher Konrad Gessner von Zürich, 1580 der Basler Arzt und Anatom Felix Platter die besondere Erlaubniss bei der Regierung einholen, um den Berg besuchen zu dürfen. Leider haben uns auch diese bevorzugten Reisenden alle in ihren Berichten nur die Trümmer der Kirchenlegende wiedererzählt, die sie hier ihrem eigenen Verstande widersprechend vorfanden, alles übrige aber, was sie sonst auf dem Berge gehört oder gesehen haben mochten, bleibt uns von ihnen verschwiegen. Und doch nur dieses Besondere allein würde uns heute den Grund des Schreckens und der heiligen Scheu einsehen lassen, womit dieses Gebirge so lange umgeben war; jetzt vermögen wir aus bloss einzelnen letzten Bruchstücken der Ueberlieferung auf das Ganze zurückzuschliessen. Unserm bisherigen Verfahren gemäss ziehen wir einige besondere Gipfel und Felsen des Berges nach ihren Namen und Eigenthümlichkeiten hier in Betrachtung. Nahe bei der Bründelenalp liegt in der senkrechten Fluhwand, der steilsten Kluft, die über das Widderfeld zum Berggrat hinaufführt, die Höhle Tomilisloch. Tume und Dummlin ist sie schon bei Chappeller, hist. mont Pilati 1767, 178 genannt. Das ahd. *tuoma* judicium, *tômaheit majestas,* führt auf die Eigennamen *Tuomhilt, Tuomrîch, Tuomgêr, Tuompirc, Tuompurc (mons majestatis).* Wollte man diese Etymologie zu kühn finden, so läge dem von Chappeller gemeldeten Namen *Dummlin* eine andere Ableitung für unsern Zweck ebenso

nahe. Der Bergriese heisst in der deutschen Sprache der Dumme, nicht weil er zunächst schwachköpfig ist, sondern weil er dämmerig, dumpf und gewitterfinster in die Landschaft hereinblickt; ähnlich spricht man vom dummen Teufel. Der Dimmerföhn schleiert die Gegend ein durch Dunst und Höhenrauch, düffiges, düppes Wetter ist dumpfes, schwüles. Grimm, Myth. 495 gewährt auch einen ahd. Segensspruch aus dem XI. Jahrh., der heidnisch gedacht und kirchlich gefasst an einen Bergriesen gerichtet ist, damit man von Wunden genese. Der Riese heisst hier der Dumme *(hebes)* in dem Sinne des Wortes, dass er sammt seinem Sohne stumm und schlaftrunken auf dem Saum des Berges liegt:

Tumbo saz in berke
mit tumbemo kinde in arme.
tumb hiez der berc,
tumb hiez daz kint,
der heilege tumbo
versegene tisa wunda!

Der Weg von Darscheid nach Schönbach (Kreis Daun) führt über den Sommersberg, dessen Kuppe die Tommen heisst. Unten ist der Steig durch den Geisterspuk einer den Leuten aufhuckelnden Frau berüchtigt; oben rasselt, schreit und pfeift das Tommermännchen und rollt sich den Fuhrwerken als Klotz in den Weg. Die drei Tommen bei Lonnig, an der Strasse nach Koblenz, drei von allen Seiten sichtbare Hügel, sind von drei Frauen schürzenweise zusammengetragen worden. Ein weiterer Tomberg bei Rheinbach hat eine Höhle, in der ein bärtiger Greis am Tische sitzt mit einer darauf liegenden goldnen (Wünschel-) Ruthe. Schmitz, Eiflersag. 2, pg. 9. 24. 69. 57. Der schwedische Tomtegubbe und Tomtekarl bezeichnet den Alten im Gehöfte, altn. *tôft,* schwed. *tomt, area, domus vacua.* Myth. 468. Mit diesem Riesennamen Tomilin hat nun später die kirchliche Gelehrsamkeit zu Luzern einen hl. Dominicus verschwistert und man nennt seitdem jenes Tomilinsloch die Dominikhöhle. In ihr ist der versteinerte Pilatus an einem steinernen Tische zu sehen. Es steht nämlich an ihrem Eingange ein acht Fuss hoher Fels, mit äusserst weissem Kalk überkrustet, in Form eines aufrechtstehenden, gewandeten Mannes; an der Stelle seines Hauptes liegt ein gleichweisser beweglicher Felsblock, hinter ihm ein solcher in Form eines Tisches, an den sich die Figur anzulehnen scheint. Diese eben gemachte Beschreibung rührt von einem Tiroler Maurergesellen her, der im Jahr 1814 vor Hunderten von Zuschauern in diese senkrechte Tiefe

von 306 Fuss sich hinabliess und so die Höhle bestieg. Abgebildet ist nunmehr dieser Bildstein nach einer vom Zürcher Idyllendichter Mart. Usteri († 1827) gemachten Zeichnung in den Zürch. Antiqu. Mittheil. von 1859, Heft 23. Die Pilatus-Sennen nennen übrigens diese vermeintliche Bildsäule des hl. Dominik auch „unsern St. Cornell“ (Escher, Die Schweiz von 1851, 74) und pflegen ihn als Schutzpatron anzurufen. Was es aber mit dieser kirchlichen Anrufung des angeblichen Heiligen ursprünglich auf sich habe, dies erweist sich aus einem nun folgenden und hier zum ersten Male hervorgehobenen Umstande.

Es behaupten nämlich die Anwohner des Pilatus im Unterwaldner Lande, diese Höhle lasse so weit im Innern vordringen, dass man darinnen die Glocken der auf der entgegengesetzten Seite des Berges auf Brünnlenalp weidenden Kühe hören könne (Chappeller, hist. Pilat. 178), und dorten in dieser Tiefe, heisst es, halten die drei Tellen ihren Zauberschlaf. Eine Sage hierüber, freilich journalistisch aufgefärbt, enthält die Zeitschrift Wanderer in der Schweiz, Jahrg. 8, 1841; es lässt sich daraus Folgendes entnehmen: Der Riese Dominik pflegte von seiner Höhle aus über die Sicherheit des Landes zu wachen und rief, so oft ein Feind den Grenzen sich nahte, das Volk zum Kampfe auf. Nur einmal war er eingeschlafen. Als er wieder erwachte, erblickte er unten zu seinem Schmerz den Bürgerkrieg und erstarrte darüber zu Stein. Doch todt ist er nicht, er wird wieder erwachen, wohl aber erst am Ende der Tage. — Es ist Brauch, das berühmte Echo auf Bründelenalp zu wecken, indem man den Namen Dominik zur Höhle hinaufruft. Der Stein antwortet; langsam und gedehnt giebt ein mächtiges Echo das ausgerufene Wort zurück. Wer aber, behaupten die Sennen, dem Dominik einen andern Namen zurufe, der müsse zuverlässig noch selbiges Jahr sterben. Zürch. Neujahrsbl. der Musikgesellsch. 1818, S. 2.

Ueber das Ergebniss dieser selbstredenden Sage darf man hier sich um so kürzer fassen. In den Berghöhlen wohnten die ersten Menschen, hier bestatteten sie ihre Todten auch zur Grabesruhe. Die Stammväter des Volkes, die Fürsten und Helden der Vorzeit gehen daher in den Berg, liegen, sitzen, schlafen im Berge. Tod und Leben wohnt so vereint im Berge; in Joh. Ackermanns Gespräch mit dem Tode wird auch dieser angerufen: Her Tot, Hauptman vom Berge! Wackernagel, Altd. Lesb. 1139, Vers 18. Die Sagen von dem im Berge schlafenden Lieblingshelden des Volkes weisen auf die Zeiten des Grabalters und der Hügelbestattung zu-

rück, die dem Brennalter vorausgiengen. „Erst als man begann, die Leichen dem Feuer zu übergeben, im Rauch gen Himmel zu schicken, mag man sich gewöhnt haben, die Götter und ihre Genossen als über den Wolken wohnend zu denken.“ Simrock, Myth. 367. Den ältesten Germanen wohnten daher die Götter noch in den Bergen, erst später auf deren Gipfel. Lässt daher ein germanischer Volksstamm seinen Begründer im Berge begraben sein, so lag eine Vermischung des Stammvaters, der selber wieder einen Gott zum Vater hat, mit dem Gotte ganz nahe, der gleichfalls im Berge thronte. Gott Mannus ist bei Tacitus der Sohn der Erde. Jeder einzelne Stamm hat so seinen eigenen Götterberg, sein eigenes Schlachtfeld, auf das der schlafende Gott heraustreten wird zum Siege und zum endlichen Weltfrieden. Für den Oberpfälzer ist jener Göttersitz das Fichtelgebirg, für den Altbaiern der Untersberg. Schönwerth, Oberpf. Sag. 3, 351. Für den Mitteldeutschen ist es der Kyffhäuser, für den Schweizer der Axenberg mit den drei schlafenden Tellen, und hier der Pilatus. So hat auch der Riese Töll, der auf der Insel Oesel im Töllist begraben liegt, vor seinem Tode verordnet, dass man ihn zur Hilfe aufrufen solle, wenn ein Feind in's Land komme. Kruse, Urgesch. des ehstnischen Volksstammes 186.

Wir übergehen alle in der Pilatussage selbst enthaltenen weitern Einzelnheiten, so ernstlich sie unsern Zweck auch unterstützen. Der geheiligte See, der darinnen versenkt liegende und alljährlich am Charfreitage wieder aufsteigende Seegeist, der Türst, der auf jenem Berge jagt, der feurige Drache, der ihn gleichfalls mitbewohnt, der prophetische Zeitbrunnen, die Schaar von Zwergen und Erdmännchen, Alles dies kann anderwärts nachgelesen werden. Unsere Aufgabe hat den Berg als einen von Riesen bewohnten und dem Steinzeitalter angehörenden nachzuweisen. Hierin unterstützen uns besonders seine beiden Punkte: der Essel und der Gnappstein.

Der Gnappstein lag ehedem auf der Oberalp des obern Pilatus; er war 6 Fuss hoch und lang und ruhte, von seinem Muttergestein abgelöst, auf seinem Mittelpunkte der Art im Gleichgewichte, dass Jeder, sich darüber hinlegend und sich schaukelnd, ihn ohne Mühe bewegen konnte. Helvet. Almanach vom J. 1804, 101. Er senkte sich, wenn man ihn von der einen Seite bestieg, und neigte sich, wenn man auf's andere Ende hinüberschritt, in seine vorige Lage zurück. Bei einem Bergsturz ist er in neuerer Zeit zu Grunde gegangen (Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 1, 284). Der Stein hatte seit alter Zeit schon die Aufmerksamkeit der Gelehrten er-

regt gehabt. Der Naturforscher Gessner fand ao. 1555 an ihm eine Inschrift, die er für keltisch hielt, und hieb daneben seinen Namen ein. Cappeller (hist. mont. Pilati 1767, 20) fand die alte Inschrift verschwunden bis auf ein Zeichen, das einer schief auf dem Kopfe liegenden Glocke glich. Daneben aber waren schon Jahreszahlen von 1518 (da der Württemberger Herzog Ulrich den Berg bestieg) bis 1603 mit den Namen verschiedener Besucher eingehauen, worunter eben jener Herzog *Hudalricus*. Besonders hervorhebenswerth ist, dass der Stein, als ihn der Geishirte vor Cappellers Augen in Bewegung setzte, zugleich weithin tönte: *lapidem collisione late exaudiendum sonum edentem concussit.* Sicher also ist, dass der Stein mit unter jene vielbesprochenen Felsen gehört hat, die man keltisch Dolmen, Mennhir, Mairen, Matronen, *pierres mouvantes* nennt, an die sich die Feenverehrung und der Hexenglaube anknüpft, und welche zu deutsch nicht minder vielnamig Steinmannli, Lottelfelsen, Wagsteine, Gnappsteine heissen; gnappen ist wanken.

Der andere noch hervorzuhebende Punkt ist der Name der obersten Pilatusspitze. Sie heisst Essel, aber von Fremden und in Touristenschriften Esel gesprochen und geschrieben. Derselbe Name begegnet noch anderwärts. Aargauische Localnamen sind Etzelgraben, Ettenbühl (Hügel bei Kirchleerau), Ettelwald (bei Schneisingen). Heinrich Ezil besitzt den Hof zu Scherz 1273. Aarg. Beitr. 586. Des Riesen Name ist ahd. *ezal, edax.* Im zerstörten Weissenstein bei Werda, unweit Marburg, hauste ein Riese Namens Essel, und die Wiese an der Stelle, wo der Riese beim Untergang der Burg die goldene Thür derselben in die Lahn versenkte, heisst noch jetzt der Esselswerd. Myth. 1218. Essen und Essel sind Dörfer im Osnabrückischen und Hoya. Pott, Personennamen 482. Wer Riesengrösse hat und Riesenkraft verbraucht, hat ebenso grossen Hunger und Durst. Die Essgier der Riesen liegt in ihrem Namen, das Märchen stellt sie daher stets menschenfresserisch dar, und auch dieses Prädicat hat sich zum Namen jenes Zürcher Bürgergeschlechtes der *Manezze* umgestaltet, die man seit dem 14. Jahrhundert urkundlich kennt. Das alts. *etan,* ags. *eoton,* altn. *iötun,* ahd. *ezal* heisst *edax.* Burkard Waldis in seinem Esopus I. 47, 6 nennt den Fresser einen etzler. Der Riesen weingieriger Durst lebt ebenso in hoch- und niederdeutschen Mundarten fort; engl. *thurst,* ags. *thyrs,* in Zingerle's Tirol. Sagen der Bergriese Thyrsch, mhd. wechselnd *türse, dürsch* und *türste.* Myth. 486—489. Die Aarg. Sagen kennen beide Namen: die Etel-

mutter no. 49, und zugleich den Dürst und sein durstig Heer pg. 177. 390. In den Naturmythen (vgl. dorten das Register) ist von Letzterm noch weiter berichtet. Die scheinbar niederdeutsche Namensform Etelmutter, statt einer zu vermuthenden oberdeutschen Ezzelmutter, ist kein Widerspruch und findet sich wieder in Ettig (hungrig), fressiger Ettiker *(appetitus caninus)*. Stalder 1, 117.

Damit wäre der ursprüngliche Name des Pilatusberges in seiner deutschen Namensform wiedergefunden. Auf seinem Berggrat wohnt der Riese Ezzel, der *πολυφάγος* und *edax*. An seinem periodisch laufenden Quell des Durstbrunnens trinkt der trunkene Sturmriese Türst, *bibax*, beide als die Verdoppelung eines und desselben leiblichen Bedürfnisses, der Menschenbitte um das tägliche Brot. Von ihnen hatte hier die Vorzeit die Erfüllung aller Wünsche erhofft, ihnen war das Steinorakel des tönenden und bebenden Gnappsteines aufgerichtet. Warum aber der Glaube und der Menschenverstand der Vorzeit sich so lange zu diesen Vorstellungen gestimmt und befähigt fühlen konnte, dies wird sich ergeben aus dem nun folgenden Abschnitte vom Meteor- und Regenstein.

Zweiter Abschnitt.

II. Glaubensüberreste aus der Steinzeit.

Der Meteorstein und Strahlstein.

Durchsichtig erscheint die Luft so rein
Und trägt im Busen Stahl und Stein;
Entzündet werden sie sich begegnen,
Da wird's Metall und Steine regnen. *Göthe.*

Das ganze Alterthum besitzt den Steincultus und hat ihn gleicher Massen auf die himmlische Abkunft der Steine gegründet. Der vom Himmel stürzende Meteorstein, der im Gewitter scheinbar niederfahrende Donnerkeil, diese beiden weithin augenfälligen und überwältigenden Naturerscheinungen forderten des Menschen Nachdenken am ersten heraus, und er nennt sie beide nach ihrer sinnlichen Erscheinungsweise übereinstimmend in allen Sprachen Kugel und Keil. Der Name Kugel gilt dem Meteor. Jene kleinen Weltkörper, welche in ungezählten Massen den Weltraum durchfliegen, werden, in unsere Atmosphäre gerathend, nach allen Seiten durch Anziehung zerstört, entzünden sich durch Reibung, erscheinen als Feuerkugeln, die man deshalb auch am Tage sieht, zerplatzen und stürzen